

Vom *Sprechen* & Schweigen über Antisemitismus

I ERÖFFNUNG

VON BENJAMIN BLOCH

Die Zentralwohlfahrtsstelle wurde 1917 als »Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden« gegründet. Ihr Ziel war es, die vielfältigen sozialen Einrichtungen der jüdischen Gemeinschaft zu unterstützen, zu koordinieren und zu vernetzen. 1939 wurde die Zentralwohlfahrtsstelle zwangsaufgelöst und 1943 endgültig zerschlagen. Im Jahre 1953 konnte der Verband unter seinem heutigen Namen »Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland« – ZWST – wiedergegründet werden.

Unter den schwierigen Bedingungen der Nachkriegszeit war die ZWST ausgesprochen aktiv. Ihre primäre Aufgabe war die Aufnahme und Versorgung der Überlebenden, Vertriebenen und Geflüchteten. Dazu gehörten auch die Jugend- und Seniorenarbeit, Bildung, Beratung und Begleitung jüdischer Menschen, die hier Zuflucht gesucht hatten oder nach dem Ende des Krieges in ihre Heimatorte zurückgekehrt waren. Mit Beginn der Einwanderung aus der Sowjetunion stand 1989 die Versorgung und Begleitung von jüdischen Kontingentflüchtlingen im Fokus ihrer Tätigkeit.

Heute ist die ZWST Mitglied in der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege (BAGFW). Als Dachorganisation vertritt die ZWST die jüdischen Gemeinden sowie Landesverbände auf dem Gebiet der jüdischen Sozialarbeit und ist bundesweit aktiv. Ihr Auftrag liegt vor allem in der Aus- und Weiterbildung der professionellen (jüdischen) Sozial- und Jugendarbeit, Stärkung des Ehrenamtes, Migrationsberatung sowie Ausweitung psychosozialer Betreuungsmaßnahmen.

Politische Bildung ist ebenfalls ein wichtiges Anliegen der ZWST. Der Verband setzt sich seit vielen Jahren für die Entwicklung einer gerechten und demokratischen Gesellschaft ein. Seit Jahren bestehen unter ihrer Trägerschaft erfolgreiche Bildungsprogramme im Bereich der Antidiskriminierung und Antisemitismusprävention. Beispielhaft hierfür ist die langjährige Arbeit des Modellprojekts »Perspektivwechsel Plus« und jetzt auch das neue Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment. Im Rahmen der Förderung zur Strukturentwicklung bundeszentraler Träger durch das Bundesprogramm »Demokratie leben!« kann die ZWST ihre langjährige Expertise nun auch in die bundesweit organisierten jüdischen Strukturen hineintragen.

Die Fallzahl und das Ausmaß antisemitisch motivierter Diskriminierung und Gewalt steigen kontinuierlich. Das Fachsymposium »Vom Sprechen und Schweigen über Antisemitismus« ist ein Forum für Reflexion über Antisemitismus aus der Sicht der jüdischen Zivilgesellschaft. Mit diesem Event will das Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment in Trägerschaft der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland *jüdische Perspektiven* auf Antisemitismus sichtbar machen, Selbstermächtigungsideen diskutieren und Ressourcen bündeln.



Benjamin Bloch
Direktor der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland

II ERÖFFNUNG

VON THOMAS HEPPENER

*Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,*

ich freue mich, dass Sie alle an so einem grauen Novembertag sich auf ein Fachsymposium einlassen. Wir im Ministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend merken, dass die Fragen des Antisemitismus viel zu selten zum Vorschein kommen. Und wir glauben, dass

angesichts der schon erwähnten Zunahme an antisemitischen Übergriffen es wirklich notwendig ist, auch dafür zu sorgen, dass die Arbeit gegen Antisemitismus auf der öffentlichen Agenda der Auseinandersetzung über alle demokratiefeindlichen Phänomene bleibt. Es ist mir eine große Freude zu sehen, dass das 2015 gegründete Kompe-

tenzzentrum der ZWST so intensiv mit der Arbeit begonnen hat. Angesichts der aktuellen Ereignisse, der Polarisierung, Radikalisierung in der Gesellschaft, befasst sich das Zentrum neben der pädagogischen Vermittlung mit der Entwicklung und Umsetzung von Empowerment-Konzepten. Wir müssen uns stets aufs Neue die Fragen von Rassismus, Antisemitismus, Sexismus und so weiter stellen – und klar machen, dass die Grundlagen unserer Gesellschaft, die in den ersten Paragraphen des Grundgesetzes festgelegt sind, nicht verhandelbar sind.

Wir müssen dafür sorgen, dass es uns gelingt, Menschen auf den Weg der Mitmenschlichkeit zu bewegen, für Religionsfreiheit zu werben, Vorurteilen bzw. Gewalt wirksam vorzubeugen. Dazu sehen wir als Bundesministerium eine große Aufgabe in den Bereichen der

Radikalisierungsprävention und der Förderung von Demokratie. Das Bundesprogramm »Demokratie leben!« ist im Jahr 2015 mit 30 Millionen Euro gestartet; wir haben versucht, sowohl auf der kommunalen, der Landes- als auch der Bundesebene Strukturen zu stärken und sehen eine der wichtigsten Aufgaben darin, auch bundeszentrale Träger in ihrer Strukturentwicklung zu fördern und zu stärken. Dem Kompetenzzentrum der ZWST als bundeszentralem Träger gelingt es, Expertise zu bündeln und diese auch in die jüdische Community hineinzutragen. Das Kompetenzzentrum führt eigene Ausbildungsreihen durch, organisiert Fachveranstaltungen und sorgt für einen nachhaltigen Wissenstransfer sowie die Vernetzung auf der Bundesebene. Damit erfüllt es eine essenzielle Aufgabe.

Wir sehen die Herausforderung in allen Bereichen der Demokratiefeindlichkeit. In allen Bereichen der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit wollen wir eine öffentliche Debatte anregen, wirksame Träger unterstützen und Menschen für Demokratie und Vielfalt begeistern. In diesem Sinne wünsche ich auch dem Team des Kompetenzzentrums für die weitere Arbeit alles Gute und viel Erfolg!



Thomas Heppener
Bundeministerium für Familie,
Senioren, Frauen und Jugend





Inhalt

01	<u>I</u> ERÖFFNUNG Benjamin Bloch
02	<u>II</u> ERÖFFNUNG Thomas Heppener
06	<u>III</u> KEYNOTE Marina Chernivsky
11	<u>IV</u> VOM SPRECHEN UND SCHWEIGEN ÜBER ANTISEMITISMUS Fragen, Herausforderungen, Handlungsoptionen
21	<u>V</u> PUBLIKUMSGESPRÄCH UND REFLEXIONSRAUM Eine Bestandsaufnahme
25	<u>VI</u> ANTISEMITISMUS UND EMPOWERMENT Selbstermächtigung als Strategie im Umgang mit Veränderung und Fremdmachung
39	<u>VII</u> REVIEW
41	<u>VIII</u> JÜDISCHE PERSPEKTIVEN AUF DIFFERENZ- ORDNUNGEN UND ANTISEMITISMUS Subjektorientierung und Antisemitismuskritik in Bildung und Forschung
51	<u>IX</u> OPEN SPACE AND FUTURE LAB Forum für Ideen und Networking
58	<u>X</u> THEMATISCHE ERFAHRUNGSRÄUME
61	<u>XI</u> REFERENT*INNEN

66	Kontakt, Träger und Partner
68	Impressum

III KEYNOTE

VON MARINA CHERNIVSKY

»Wie ist das, heute als Jüdin Deutschland zu leben?«, wird die Schriftstellerin und Journalistin Lena Gorelik oft gefragt. Sie wäre geneigt zu sagen, »normal«, aber »Normalität wird erst sein, wenn diese Frage nicht mehr gestellt werden muss.«

Trotz jahrzehntelanger Aufklärung wirkt das »antisemitische Wissen« auch in der Demokratie weiter und bleibt ein Dauerthema in der politischen Öffentlichkeit, auch wenn paradoxerweise die Existenz von Antisemitismus als soziales Phänomen oft bestritten wird. Dabei handelt es sich nicht nur um ausgeprägte Ideologien, sondern auch um ihre Fragmente, die innerhalb des demokratischen Konsensrahmens offenbar immer noch möglich und zulässig sind.

Beim Antisemitismus blicken wir auf eine jahrhundertealte Tradition zurück, die Juden*Jüdinnen als »Andere« und »Fremde« konstruiert. Auch heute werden sie als ein in sich homogenes Kollektiv wahrgenommen und mit stereotypen Merkmalen – Eigenschaften, Verhaltensweisen und gar Absichten – pauschal belegt. Die gegenwärtigen Erscheinungsformen des Antisemitismus sind hoch komplex und nicht immer eindeutig voneinander abgrenzbar. Auch wird die Frage der aktuellen Relevanz und Wirkung von Antisemitismus unterschiedlich beantwortet. »Man fragt sich, was schlimmer ist: der beabsichtigte oder der unbeabsichtigte

Antisemitismus? Der, mit dem man gespielt hat, weil man überprüfen wollte, wo die Grenzen liegen ...? Oder der, den man selbst nicht bemerkt, weil die Stereotype so sehr zum eigenen Weltverständnis gehören, dass man sie gar nicht mehr in Frage stellt?«, so Lena Gorelik in ihrem Buch *Sie sprechen aber gut Deutsch*.

Durch die stetige Umdeutung antisemitischer Annahmen und die Tatsache, dass sich die überwiegende Mehrheit heutzutage als *nicht antisemitisch* versteht, ist die Überwindung antisemitischer Positionen ein dauerhaftes Unterfangen. Was bleibt, ist ein Antisemitismus ohne Antisemiten, ein offen verschwiegenes Tabu, oft eine Mischung aus Scham, Wut und Voreingenommenheit, die eher einer eigensinnigen Affektdynamik als dem Verstand untergeordnet ist.

Der Antisemitismus bleibt für die nicht-jüdische Bevölkerung weitgehend unsichtbar. Die Beschäftigung damit ist häufig mit Ambivalenzen versehen und von mehrschichtigen Abwehr- und Distanzierungspraktiken geprägt. Nicht nur im öffentlich-politischen Diskurs, sondern auch im pädagogischen Setting kommt es häufig dazu, dass antisemitische Zwischentöne schnell bagatellisiert, in ihrer eigentlichen Wirkung und Bedeutung relativiert oder als ›nicht so gemeint‹ entschuldigt werden. Laut Astrid Messerschmidt fällt es so schwer, Antisemitismus als einen aktuellen Erfahrungsraum anzuerkennen, »weil aus der mühsam, aber dennoch intensiv erfolgten Aufarbeitung der NS-Verbrechen der Schluss gezogen wird, nun alles hinter sich gelassen zu haben, was zur Ideologie der Ungleichwertigkeit gehört.«

Die Erfahrungen der von Antisemitismus Betroffenen sind dementsprechend selten Gegenstand der Diskussion. Sie kommen, wenn überhaupt, nur durch öffentliche Skandalisierung zum Tragen. Die Abwesenheit jüdischer Referenzrahmen im öffentlichen Raum und die eingeschränkte Deutungsmacht von Juden*Jüdinnen im Hinblick auf die Problemdefinition scheinen folglich weitgehend normalisiert zu sein. Astrid Messerschmidt sieht darin eine systematische Abwehrstrategie. Lars Rensmann beschreibt das

als einen bedenklichen Erfahrungsverlust. Seine These legt nahe, dass die Debatten um Antisemitismus nach einem vorgefertigten Schema verlaufen, welches die emotionale Erfahrungsfähigkeit ersetzt und das Verhältnis von Juden*Jüdinnen und Nicht-Juden*Jüdinnen im Rahmen fester Rollen regelt. Darüber hinaus wird jüdischen Personen und Organisationen häufig unterstellt, Antisemitismus als Vorwurf zu missbrauchen, um eigene Interessen leichter durchsetzen zu können.

Der Diskurs um Antisemitismus ist also vielfach zu einer ritualisierten Routine geworden. Davon ausgehend erscheint es zwingend erforderlich, sowohl in der Antisemitismus-Forschung als auch in der Bildung und Prävention nicht nur die nicht-jüdischen Perspektiven und Verstrickungen kritisch durchzuarbeiten, sondern sich auch der jüdischen Erfahrung zu öffnen und die

Wirkung des Antisemitismus zu erfragen. Es bedarf nicht nur einer kritischen Selbstbefragung, sondern auch einer kollektiven Bewusstwerdung der Relevanz von Antisemitismus, weil dieser sonst durch Relativierung, Umkehrung oder

Verschiebung verhandelt und abgetan wird. In diesem Zusammenhang betont Astrid Messerschmidt die Notwendigkeit, anzuerkennen, dass es Antisemitismus in dieser Gesellschaft gibt, und dass die am Lernprozess Beteiligten selbst ein Teil davon sind, damit die Erarbeitung der Problematik nicht in Form von Bezichtigung und Beschuldigung erfahren wird.

Mit diesem Fachsymposium stehen wir vor der Aufgabe, die gesellschaftliche Bedeutung und Wirkung von Antisemitismus mit der Geschichte der Einzelnen zusammenzudenken und multiperspektivisch zu betrachten. Ein Tagungsraum, der mit vielen verschiedenen – vielleicht auch gegensätzlichen – Perspektiven versehen ist, ist eine außergewöhnliche Gelegenheit für einen Neubeginn der Eigenreflexion und des Dialogs. Dieser wird erst möglich, wenn es den unterschiedlichen Menschen in *einem* Begegnungsraum gelingt, ins Gespräch zu kommen, ohne die Perspektiven und Geschichten mit denen der anderen zu vergleichen oder sie ihnen angleichen zu wollen. Das Symposium zielt auch darauf ab, eine Reflexion der Kontexte vorzunehmen, in denen es möglich wird, über Antisemitismus zu schweigen oder ihn für vergangen zu halten. In der Regel haben Formate wie das der Tagung eine begrenzte Anzahl an Stunden für direkte Impulse und Austauschprozesse. Damit wir uns hier trotzdem gemeinsam dem Thema aus verschiedenen Blickwinkeln annähern können, brauchen wir Ihre Perspektiven, Ihre Fragen und Ihr Vertrauen in den Prozess.

→ Die in Auftrag gegebene externe Expertise zu jüdischen Perspektiven auf Antisemitismus des zweiten Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus liefert eine auf einer Online-Befragung von 553 Personen basierende Datenlage zum Antisemitismus aus der Perspektive von Antisemitismuserfahrenen. Die daran angeschlossene qualitative Studie ermöglicht einen tiefen Einblick in die Wirkung des Antisemitismus. Demnach gibt die Mehrheit der Befragten an, Antisemitismus auf der Ebene versteckter Andeutungen, verbaler Beleidigungen, aber auch körperlicher Übergriffe erlebt zu haben. Ein Großteil schätzt den Antisemitismus als ein sehr aktuelles Problem ein und berichtet von vielfältigen Schutzmaßnahmen wie dem Verbergen jüdischer Identität oder auch dem Verstecken jüdischer Symbole. Weitere Ergebnisse online unter: https://uni-bielefeld.de/ikg/daten/JuPe_Bericht_April2017.pdf [12.08.2017].



IV SYMPOSIUM 1

VOM SPRECHEN UND SCHWEIGEN ÜBER ANTISEMITISMUS Fragen, Herausforderungen, Handlungsoptionen

MODERATION
KLAUS MUELLER

REDAKTIONELLE BEARBEITUNG
MARINA CHERNIVSKY

Klaus Mueller: Ich bin sehr froh, hier sein zu dürfen, weil ich diese Form der Diskussion für außerordentlich wichtig halte. Ich darf Frau Schäuble und Volker Beck auf die Bühne bitten.

BARBARA SCHÄUBLE ist Professorin für Diversitätssensible Soziale Arbeit an der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin mit den Schwerpunkten Soziale Arbeit in der post-migrantischen Gesellschaft, Heterogenität, Diskriminierung, soziale Ungleichheit und Exklusion sowie Organisation- und Professionsforschung in der sozialen Arbeit, Antisemitismusforschung und politische Bildung.

VOLKER BECK ist der Kölner Bundesabgeordnete für Bündnis 90/Die Grünen. Er ist seit 1994 als Mitglied des Deutschen Bundestages und Sprecher seiner Fraktion für Migrations- und Religionspolitik im Parlament. Zudem ist er Vorsitzender der Deutsch-Israelischen Parlamentarier-Gruppe des Deutschen Bundestages. 2015 erhielt Volker Beck den Leo-Baeck-Preis des Zentralrates der Juden in Deutschland. Und 2002 erhielt er für seinen Kampf für die Entschädigung der Opfer des Nationalsozialismus das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Im Fokus dieses Symposiums steht das Sprechen und Schweigen über Antisemitismus. Wir werden also nicht nur darüber sprechen, wie über Antisemitismus gesprochen wird, sondern auch darüber, wie über Antisemitismus geschwiegen wird. Das Schweigen ist oftmals viel ausdruckskräftiger als das Sprechen. Das Kompetenzzentrum der ZWST hat sich deshalb dem Thema aus diesem Blickwinkel angenommen.

Wie werden die Betroffenen selbst in den gesellschaftlichen Diskurs über Antisemitismus eingebunden? Wie sind sie einbezogen? In einer Mehrheitsgesellschaft kommt es oft dazu, dass über Minderheiten gesprochen wird. Doch wie

*empfindet das die Minderheit selber; wie werden Minderheiten in diesem Diskurs mitgedacht? Welche Rollen können eingenommen werden? Und vor allem: welche Rollen werden dem jüdischen Kollektiv pauschal zugeschrieben? Werden diese Rollen von jüdischen Menschen auch übernommen? Und gibt es überhaupt eine andere Möglichkeit den Diskurs zu gestalten – nicht über Juden*Jüdinnen, sondern mit ihnen zu sprechen und zu schweigen? Oder hat sich diese Möglichkeit in einer unreflektierten Routine verflüchtigt? Was bedeutet die Selbstermächtigung? Ist es eine Antwort auf ein langanhaltendes Disempowerment? Und wie können in diesem Kontext Allianzen und Ressourcen gebündelt werden?*

Unser Panel bringt im Gegensatz zu anderen Symposien im Programm nicht-jüdische Akteur*innen zusammen, die sich vielfach mit gegenwärtigem Antisemitismus auseinandersetzen: In der Wissenschaft, Zivilgesellschaft, Politik und auch in kulturellen Einrichtungen. Aus allen diesen Perspektiven wollen wir darüber reden, wer spricht, und wer schweigt.

Klaus Mueller: Frau Schäuble, Sprechen und Schweigen über Antisemitismus, was heißt das für Sie in Ihrer Arbeit und auch in Ihrer Analyse von Daten, von Diskursen? Was wird besprochen? Sind die potentiellen Adressatinnen und Adressaten von Antisemitismus mitgedacht? Wie gewichten Sie das Schweigen und Sprechen, das sich in der Bundesrepublik bei diesem Thema etabliert hat?

Barbara Schäuble: Ich spreche hier aus einer nichtjüdischen Perspektive, und ich beschäftige mich damit ebenfalls aus einer nichtjüdischen Erfahrungsdimension. Ich beginne jetzt damit, weil es außerordentlich wichtig ist, die eigene Perspektive als Sprecherin im Blick zu haben. Sich zu fragen, was ist mein Ausgangspunkt? Was bringe ich mit? Was kann ich (nicht) sehen?

Die zentralen Perspektiven der deutschen Forschung zu Antisemitismus sind vor allem die Einstellungs- und die Gewaltforschung. Die Gewaltforschung ist tendenziell eine Täterforschung. Sie versucht zu erklären, warum diejenigen, die sich gewaltsam verhalten, das tun, was sie tun. Die Frage ist, kann es und muss es nicht einen anderen Blick auf Antisemitismus geben? Wir müssten fragen, wie es dazu kommt, dass die Wirkung des Antisemitismus auf die Betroffenen so lange nicht im Blick der Forschung war.¹ Historisch existieren viele Studien, auf die wir zurückgreifen könnten. Gegenwärtig gibt es jedoch kaum verlässliche Daten und wenig Erkenntnisse über die Perspektive der Betroffenen.

Das hat Marina Chernivsky in ihrer Ansprache angedeutet: Antisemitismus ist im Wesentlichen für das Auge von denjenigen, die ihn selbst nicht erleben, unsichtbar, wird aber trotzdem aus der Distanz thematisiert. So gesehen gibt es eigentlich kein Schweigen. Es gibt eher verschlossene Ohren oder unangemessene Antworten. Damit begründen wir die Anforderung an die Antisemitismusforschung, andere Fragen zu stellen und die Wirkung des Antisemitismus zu erkunden.

Klaus Mueller: Wie hilfreich sind die neuen Versuche, zum Beispiel der EU Fundamental Rights Agency (FRA) in Wien, Antisemitismus zum ersten Mal systematisch aus der Perspektive der Betroffenen zu erfassen – gemäß ihrer Verpflichtung, Daten über gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, also über Antisemitismus, Homophobie, oder Antiziganismus an die Europäische Union zu vermitteln. Es gibt auch eine laufende Forschung des Zweiten Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus, die sich dieses Blickwinkels annimmt.² Es scheint, bisher wissen wir faktisch und empirisch wenig über der Perspektive der Betroffenen? Wie konnte es soweit kommen? Vor einigen Jahren hat die EU (im Rahmen von FRA)³ eine

Untersuchung in acht europäischen Ländern durchgeführt, die zum ersten Mal in der europäischen Öffentlichkeit die Betroffenen ins Zentrum gerückt hat, weil es auf einmal klar geworden ist, dass Antisemitismus für Jüdinnen und Juden in Europa eine Alltagserfahrung darstellt. Wie hilfreich war dieser Versuch? Und was fehlt uns noch an Daten, um das Bewusstsein für diesen Blickwinkel in der Forschung zu verstärken?

Barbara Schäuble: Es ist kein Wunder, dass dieser Impuls eher aus der EU kommt als aus der deutschen Antisemitismusforschung. Jede Studie, die in diesem Bereich gemacht wird, ist ein wichtiger Schritt zu einer paradigmatischen Perspektivenveränderung.

In einer dieser Studien sagen 63 Prozent der Befragten: »Ich habe schon aus Gründen der Sorge mein Jüdisch-Sein nicht gezeigt.« Oder 47 Prozent der Befragten sagen, »Ich habe Sorge, dass mir oder meinen Nächsten innerhalb der nächsten 12 Monate etwas passieren kann.« Das sind quantitative Daten, und sie deuten auf etwas hin; die Diskriminierungsforschung fragt aber immer noch nicht: »Was brauchen Menschen?«, »Was stärkt uns?« Sie fragt die Betroffenen nicht: »Wie sieht Dein Alltag aus?« Insofern ist die quantitative Erfassung ein wichtiger Anhaltspunkt in der Diskriminierungsforschung, weil es eine neue Perspektive ermöglicht. Antisemitismus ist nicht »nur« die Frage »Was wird alles über Juden*Jüdinnen gedacht?«, sondern gleichzeitig eine Form des Angriffes auf das sichere, selbstentfaltete, freie Leben. Das ist eine wichtige Ergänzung zum Antisemitismusbegriff, der derzeit in der öffentlichen Wahrnehmung verankert ist.

- 1** Studie des European Monitoring Centers Studie, an der das Moses Mendelsohn Zentrum mitgewirkt hat. Die beiden Expertisen kommen zur Schlussfolgerung, dass subjektive Antisemitismuserfahrungen außerordentlich alltagsrelevant sind.
- 2** Zum Zeitpunkt des Fachsymposiums war die Studie zu jüdischen Perspektiven auf Antisemitismus noch in Arbeit. Sie wurde im April 2017 veröffentlicht: https://uni-bielefeld.de/ikg/daten/JuPe_Bericht_April2017.pdf
- 3** Studie der Fundamental Rights Agency: <http://fra.europa.eu/de/publication/2013/fra-erhebung-zu-wahrnehmung-und-erfahrungen-der-jidischen-bevölkerung-im>

Der Bericht des britischen Parlaments macht deutlich: Wir brauchen einen Antisemitismus-

begriff, der die zentralen Erfahrungsdimensionen von Antisemitismus erfasst und danach fragt, wie er auf Betroffene wirkt und welche Formen der politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Selbstorganisation es hervorbringt.

Klaus Mueller: Sie verbinden in Ihrer Forschung und Arbeit mehrere Themenfelder. Was können wir zum Beispiel aus der Rassismusforschung lernen oder aus Strategien von Empowerment, die wir in den verschiedenen sozialen Bewegungen sehen?

Barbara Schäuble: Diese Tagung des Kompetenzzentrums zeigt, dass es möglich ist, Erkenntnisse aus anderen Bereichen einzubeziehen. Die Frage »wie werden diejenigen gestärkt, die angegriffen werden?« ist nicht weniger wichtig als die Frage, »wie können wir Antisemitismus verstehen?« Hier können wir aus anderen Empowerment-Bewegungen lernen, wo es auch Kämpfe um die eigenen Möglichkeiten gibt. Offensichtlich hat es dafür bisher zu wenig Förderung gegeben. Das zeigt, dass diese Perspektive aus der Sicht und Position der Mehrheit nicht zentral war.

Insgesamt gilt dies für alle Gruppen, die marginalisiert werden: Ihre Positionen sind lange unsichtbar und ihre Erfahrungen bleiben außer Acht. Ähnlich wie im Rassismus geht es auch beim Antisemitismus um Bedrohungssituationen für die Adressierten und die weitgehende Vernachlässigung ihrer Perspektiven. Nur kommt unser Wissen über das Sprechen aus einer marginalisierten Position nicht nur aus der postkolonialen Perspektive, sondern auch aus vielen jüdischen Quellen und lebensweltlichen jüdischen Erfahrungsdimensionen. Die kritische Rassismusforschung der

letzten Jahrzehnte hat aber auch Erkenntnisse hervorgebracht, welche für die hiesige Antisemitismusforschung von Bedeutung sein können.

Gleichzeitig gibt es natürlich auch jede Menge Unterschiede, die deutlich machen: Es sind unterschiedliche Formen von Dominanzverhältnissen, in denen wir uns bewegen. Und es geht in der öffentlichen Auseinandersetzung ständig um die Frage: Wer kriegt eigentlich diese prekäre Ressource – Aufmerksamkeit? Wer kriegt überhaupt noch eine Bühne angesichts der Tatsache, dass die Bühne von einer aggressiven Mehrheit besetzt ist? Es scheint derzeit so zu sein, dass die Diskussion um Rassismus – abgesehen von einzelnen Skandalisierungen und Lippenbekenntnissen – hier deutlich breiter geführt wird als um Antisemitismus. Es gibt eine Tendenz, alle Fragestellungen, die sich rund um Antisemitismus und das Erleben von Antisemitismus ergeben, unter die Erfahrung von Rassismus zu subsumieren. Das wird aber den Spezifika antisemitischer Dispositionen nicht gerecht.

Klaus Mueller: Ich nehme das Stichwort auf, dass Aufmerksamkeit ein prekäres Gut in dieser Gesellschaft ist. Wir leben in einer Aufmerksamkeitsgesellschaft. Wir haben jetzt Frau Schäuble aus der Sphäre der Wissenschaft Perspektiven entwickeln sehen. Volker Beck, wenn ich Sie jetzt als Bundestagsabgeordneten anspreche: 2011 hat der Bundestag eine erste Expertenkommission gegründet, die sich mit Antisemitismus beschäftigte; 2015 wurde die zweite Expertenkommission ins Leben gerufen. Sie selbst waren maßgeblich daran beteiligt. Wir haben gerade von Thomas Heppener gehört, dass die finanziellen Mittel des Bundesprogramms »Demokratie leben!« im Bereich Prävention enorm gewachsen sind. Was kann politisch erreicht werden, was muss die Zivilgesellschaft leisten?

Volker Beck: In den politischen Debatten um Antisemitismus wird erst mal das vielfältige jüdische Leben gelobt und hochgefeiert. Dann wird allenfalls auf Antisemitismus in anderen politischen Lagern hingewiesen. Antisemitismus ist ja im eigenen Haus quasi nicht vorhanden, bei den anderen wohl schon. Von den Vorschlägen der Antisemitismuskommision des Bundes und den beantragten Maßnahmen, die der Bundestag sogar einstimmig beschlossen hat, wurden kaum welche tatsächlich umgesetzt. Der erste Bericht wurde abgeheftet und zu den Akten genommen. Es fehlt an Sensibilität. Ich würde sagen, das Problem ist nicht nur das »Sprechen und Schweigen über Antisemitismus«, sondern auch das Kleinreden.

Es ist immer diese Tendenz da, kleinzureden, wegzumachen, umzudeuten. Und derjenige, der sagt, da ist aber was Antisemitisches, der ist dann der Nörgler, das Sensibelchen – und das macht das Empowerment für Juden* Jüdinnen noch schwieriger. Es will ja niemand Nörgler und Sensibelchen sein; alle wollen als selbstbewusste Bürger*innen wahrgenommen werden und auch als solche respektiert werden.

Antisemitismus ist durch die Aufarbeitung unserer Geschichte immer noch geächtet. Es gibt deshalb wenige »stolze Antisemiten.« Das gibt es in der NPD oder auch der harten Neonazi-Stiefel-Szene. Aber außerhalb dieser Szene sind die Antisemiten alle angebliche Anti-Antisemiten: Man verstehe sie nur falsch, oder man sei zu penibel. Oder es kommt eben als sekundärer Antisemitismus her: »Die Juden wollen die Situation nur ausnützen« und dergleichen mehr. Ich glaube, da haben Politik und Medien auch eine Verantwortung für den Diskurs. Es gibt einfach kein Bewusstsein für Antisemitismus. Das ist anders bei Antirassismus. Da gibt es eine Verantwortlichkeit der Gewerkschaften, der Kirchen, auch der politischen Parteien, selber Dinge aufs Gleis zu setzen.

Die starke Ritualisierung der Erinnerungskultur ist vielleicht auch einer der Gründe für

den fehlenden Antisemitismus-Diskurs, neben der Tatsache, dass Antisemitismus tatsächlich kein Thema für die nicht-jüdische Zivilgesellschaft ist. Der Gedanke »dafür sind andere zuständig«, oder »das ist eine Inszenierung« – der muss weichen. Auch unter denen, die im Moment noch hoffen, dass jemand anders für sie an diesen Veranstaltungen teilnehmen wird.

Klaus Mueller: Die Erinnerungskultur bringt ja immer wieder wichtige Impulse. Auch wenn sich da vieles hinterfragen lässt, setzen Rituale und kollektive Gedenktage wichtige Punkte für Diskussionen, in denen sich auch überraschend neue Erkenntnisse ergeben und ein neues Publikum heranwächst. Ich würde dieser Gedenkkultur, die sich ja in der Bundesrepublik etabliert hat, nicht vorwerfen wollen, dass wegen ihr im Bereich der Antisemitismusprävention nicht genügend passiert. Trotzdem bleibt die Frage, wie gehen Menschen mit Antisemitismus um? Und da ist, glaube ich, der Blick durch die Gedenkkultur nicht genügend geschärft; der moderne Antisemitismus wird bagatellisiert mit Blick auf die Geschichte des Nationalsozialismus.

Volker Beck: Das Problem bei der Gedenkkultur ist die Neigung, dieses Gedenken zu sakralisieren. Es ist herausgehoben aus der geschichtlichen Kontinuität. Der Antisemitismus ist aber ein Strang, der sich durch die deutsche und europäische Geschichte seit dem Beginn des Christentums durchzieht. Antisemitisches Denken hat nach 1945 nicht aufgehört zu existieren. Aber durch die sakralisierte Gedenkkultur wird teilweise der Eindruck vermittelt, als ob es einen Schnitt gab, nach dem der Antisemitismus nicht mehr existierte. Und deshalb seien wir heute besonders immun dagegen. Das ist gefährlich. Deshalb ist es wichtig, Zugänge zu schaffen, welche die Geschichte des Antisemitismus nachzeichnen, die erst später im Holocaust kulminierte.

Die Frage »wie werden diejenigen gestärkt, die angegriffen werden?«

Klaus Mueller: Die Dynamik ist nicht nur historisch, sondern auch global; wir sehen, dass Antisemitismus global leider eine erstaunliche Karriere zu machen scheint. Insofern müssen wir davon ausgehen, dass Antisemitismus ein kontinuierliches Phänomen ist. Und damit würde ich gerne die Diskussion eröffnen und Fragen sammeln.

Teilnehmer*in: Ich arbeite als Politikwissenschaftlerin in Marburg und bin auch Kollektivistin des Black PUC für feministische Archivs. Ich wollte auf das Verhältnis von Rassismus und Antisemitismus eingehen, das Sie in Ihrem Gespräch mehrfach erwähnt haben. Ich stimme Ihnen zu, dass es ein sehr problematisches Verhältnis ist. Wird jedoch wiederholt, dass der Rassismus doch etwas präsenter im Diskurs sei als Antisemitismus, wird hier eine problematische Konkurrenz zwischen Diskriminierungsverhältnissen aufgemacht, wie sie auch in der Figur der Opferkonkurrenz erscheint. Ich glaube, dass es Sinn macht, in der Forschung über diese Differenzen zu reden, denn dieses Problem gibt es tatsächlich. Aber aus einer politischen und aktivistischen Perspektive finde ich es trotzdem sehr wichtig, dieses Konkurrenzverhältnis nicht dauernd zu reproduzieren.

Teilnehmer*in: Ich arbeite in der Bildungsakademie des Jüdischen Museums (Berlin). Die Diskussion über das Engagement gegen Antisemitismus vs. das Engagement gegen Rassismus hörte sich auch für mich nach einem Wettbewerb an, nach einer Olympiade von Erinnerungsdiskursen, als ein Aufwiegen der beiden Narrative gegeneinander. Stattdessen sollten wir von einer fruchtbaren Profilierung ausgehen. Der Ansatz der multidirektionalen Erinnerung versucht, ein gemeinsames Narrativ zu schaffen und zu etablieren.

Teilnehmer*in: Ich bin Professorin für Antidiskriminierung in Frankfurt. Ich fand die Überlegung sehr interessant, anstatt vom »Sprechen und Schweigen« vom »Leugnen und Kleinreden« zu sprechen. Können Sie noch einmal darauf eingehen?

Barbara Schäuble: Vielen Dank für Ihre Anmerkungen, Fragen und Beiträge. Es gibt offensichtlich eine Verknappung der Aufmerksamkeit im gesellschaftlichen Diskurs. Es ist ein Grund, warum die verschiedenen Empowerment-Bewegungen sich in einem Konkurrenzverhältnis sehen. Empowerment soll aber eine Hilfsquelle sein, keine Konkurrenz. Bei der Gedankenkultur sehe ich zunehmend aggressive Töne; da schwingt die Frage mit: Was geht das mich eigentlich an? Es wird institutionalisiert, was ursprünglich aus echten Motiven heraus entstanden ist.

Volker Beck: Ich wollte vorhin nicht der sogenannten Opferkonkurrenz das Wort reden. Aber wir müssen dennoch einsehen, warum bestimmte Solidarisierungseffekte bei manchen Gruppen nicht oder kaum auftreten, und wir müssen diesen Solidarisierungsmangel der Mehrheitsgesellschaft zurückspeiegeln als eine Aufgabe, die sie innehat. Die Politik muss dafür sorgen, dass es keine Solidaritätslücken gibt, dass die Solidarität nicht abgefragt oder erbettelt werden muss, sondern zur Selbstverständlichkeit einer demokratischen Zivilgesellschaft gehört. Wenn eine Gruppe angegriffen wird, dann ist die ganze Gesellschaft angegriffen, und dann ist der Begriff der Menschenwürde in der Diskussion. In der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte heißt es, alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Wenn dies an einem Punkt angegriffen ist, ist die ganze Erklärung nichts mehr wert.

Klaus Mueller: Frau Schäuble, die Frage – »Rassismus, Antisemitismus: Gibt es da eine Konkurrenz?« – ist offenbar eine entscheidende. Mittlerweile scheinen die Hierarchien etwas abgeschwächt zu sein, aber es bleiben einige Fragen offen: Zum Beispiel, wie die Opfergruppen des Nationalsozialismus sich unter- und miteinander positionieren. Es gibt Hierarchien, es gibt Konkurrenzen, es gibt Neid, und gleichzeitig gibt es natürlich auch das Bedürfnis nach einem gemeinsamen Narrativ – und nicht nach einer Wiederholung von Opferkategorien, von denen wir uns eigentlich lossagen wollen. Hierfür brauchen wir Koalitionen zwischen verschiedenen Gruppen, die sich mit gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit in verschiedenen Ausprägungen auseinandersetzen.

Barbara Schäuble: Ich würde noch mal auf die Frage zurückkommen, die in Bezug auf Leugnung von Antisemitismus gestellt worden ist. Es gibt unterschiedliche Motive, die dazu führen können. Hier spontan das Ergebnis meiner Überlegung:

Es gibt ein grundsätzliches erkenntnistheoretisches Problem: Es fällt mir sehr schwer, die Welt aus den Augen einer anderen Person zu betrachten. Es gibt notwendigerweise immer etwas, was ich nicht sehe.

Es gibt es ein antisemitisches Motiv, das in Verbindung mit Verleugnung zum Unterlassen und Vernachlässigen führt.

Es gibt das Motiv der Abwehr, die auf Nähe, Unbehagen und Komplexität reagiert. Und es gibt auch die Möglichkeit, auf diese Weise Verantwortung zu verteilen. Leugnung bedeutet ja auch zu schauen »wer ist statt mir verantwortlich?«

Es wurde vorhin auch schon gesagt: Wie tragen wir alle dafür Verantwortung, dass es ein Wissen über Antisemitismus gibt? An erster Stelle müssen wir uns zu antisemitischen Ereignissen positionieren, das Problembewusstsein schärfen und sich nicht fragen,

»wem kann ich das zuschieben?« Und hier finde ich den Gedanken wichtig, der eben schon formuliert worden ist, mit den verknüpften Geschichten zu arbeiten, zu schauen, wo haben die unterschiedlichen Narrative miteinander zu tun. Wir müssen einen Vorstellungshorizont entwickeln, in dem die unterschiedlichen

Die Politik muss dafür sorgen, dass es keine Solidaritätslücken gibt, dass die Solidarität nicht abgefragt oder erbettelt werden muss, sondern zur Selbstverständlichkeit einer demokratischen Zivilgesellschaft gehört.

Geschichten nebeneinander Platz haben. Hierfür kann nicht nur die Wissenschaft ihren Beitrag leisten, sondern auch die künstlerischen und pädagogischen Aktivitäten. Leider sind diese Formate eher selten, aber immerhin ist ein solcher Versuch da.

Teilnehmer*in: Ich bin im Bundesverband Trans* aktiv und möchte darum bitten, wenn auf mich Bezug genommen wird, dass weder »Herr« noch »Frau« gesagt wird, sondern einfach mein ganzer Name, »René Hornstein«, ohne Genderung. Ich möchte gerne zwei Dinge sagen. Einmal was zur Opferkonkurrenz und dann etwas zu Abwehr oder Widerstand. Seitdem ich Ihnen hier zuhöre, denke ich über eine Opferkonkurrenz in meinem Aktivismusbereich nach. Und nehme stark wahr, dass sich auch hier eine Dominanz bzw. Konkurrenz zwischen einer Art Schwulenbewegung und einer Art Transbewegung eingeschlichen hat. Das würde ich gerne in dem Bereich als Erfahrung teilen.

Und zum Thema Widerstand: Was bringt Menschen dazu, Diskriminierung zu leugnen? Mich interessiert das aus der psychologischen Perspektive. Eine Erklärung ist: Wir wollen nicht auf der Seite der Diskriminierenden erscheinen. Daher weisen wir den Vorwurf von sich.

Teilnehmer*in: Ich arbeite in der Berliner Landeszentrale für Politische Bildung. Ich bin keine Expertin für Antisemitismus alleine, sondern wir sind eher Generalisten und beschäftigen uns mit ganz vielen Phänomenen, und entwickeln Entwürfe der Bildungsarbeit dazu. Und mich würde interessieren: Es gibt ja seit ein paar Jahren Forschung zu gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit. Wie sehen Sie dieses Modell? Ist das eher eine Tendenz Richtung »Schweigen über Antisemitismus« oder hilft das eher, darüber zu reden? Also dieses übergeordnete Modell, wo verschiedene Formen der Ausgrenzung, Diskriminierung und Verfolgung subsumiert werden: Ist das aus ihrer Sicht eine hilfreiche Entwicklung, oder eher eine problematische?

Klaus Mueller: Dankeschön. Ich würde unser Podium um kurze und kräftige Reaktionen bitten.

Volker Beck: Bezogen auf die Verflechtung von Antisemitismus mit anderen Phänomenen der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit glaube ich, dass wir die Entwicklung des aktuellen Antisemitismus nicht verstehen, wenn wir nicht das ganze Panorama der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit überblicken. Auch wenn einige Studien davon ausgegangen sind, dass bestimmte Formen des Antisemitismus leicht zurückgehen, können wir dem Gesamtkontext entnehmen, dass da keine Entwarnung angesagt ist. In der gleichen Zeit hat sich bei anderen Gruppen der Hass nämlich verdoppelt und verdreifacht, zum Beispiel gegen Roma und gegen Geflüchtete. Wenn wir

solche Effekte sehen, dann verstehen wir mehr über das einzelne Phänomen, weil wir den Kontext miteinbeziehen. Sonst isolieren wir einen Bereich, ohne die Interdependenzen im Blick zu haben. Wer sich so richtig ausgehasst hat, dem bleibt nicht mehr viel für andere übrig, und das ist ein konjunkturabhängiger Mechanismus, der auch potentiell auf andere Gruppen umgeleitet werden kann. Und deshalb müssen wir uns immer das ganze Panorama der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit anschauen, wenn wir verstehen wollen, wo wir stehen, und welche Maßnahmen wir ergreifen müssen.

Barbara Schäuble: Ich kann die Frage »ist das übergreifende Modell besser, oder sind individuelle Modelle besser?« nicht eindeutig beantworten. In vielen Kontexten ist das Herausarbeiten des Gemeinsamen von Gewinn. Manchmal ist aber auch das Herausarbeiten der Unterschiede unbedingt erforderlich. Und eigentlich dürften diese zwei Perspektiven nicht gegeneinander ausgespielt werden. Wenn wir die komplexen Fragen der Einstellungen und gesellschaftlichen Hintergründe in der Entwicklung von ganz spezifischen Feindseligkeitsmustern verstehen wollen, müssen wir genau hinschauen. Und hier brauchen wir ein ganzes Spektrum an Theorien und Erklärungsmodellen.

Beim theoretischen Konstrukt »Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« haben wir einerseits das Panorama und die Möglichkeit einer Vergleichbarkeit, aber auch die spezifischen Unterschiede. Es ist aber eben auch nur ein neues Theoriemodell mit seinen Möglichkeiten und Grenzen. Das Modell fragt zum Beispiel viel eher danach, wie Menschen zu *gruppenbezogenen Menschenfeinden* werden, und nicht danach, wie die »Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« problematisiert werden kann, und wie sie auf die Betroffenen wirkt. Es ist also wieder ein *täter-theoretisches* Modell.

Klaus Mueller: Ich würde vielleicht als Schlussbemerkung von meiner Seite noch mal auf den Begriff des gemeinsamen Narratives eingehen. Es ist immer essenziell, dass Menschen sich gegenseitig zuhören und die unterschiedlichen Diskriminierungserfahrungen sowie Identitätsentwürfe, die auch aus diesen Erfahrungen mitgespeist werden, mit im Blick haben. Es zeigt sich, wie schwierig diese Koalitionsbildung sein kann, auch wie wir zu diesem gemeinsamen Narrativ kommen. Es ist wichtig, die Singularität jeder Erfahrung und Perspektive wertzuschätzen, und dennoch die Verbundenheit verschiedener Diskriminierungen – anzuerkennen. Es wird nicht einfach sein, eine solche breite Koalition der Betroffenen herzustellen.



V PUBLIKUMSGESPRÄCH UND REFLEXIONSRAUM Eine Bestandsaufnahme

MODERATION
ROMINA WIEGEMANN

REDAKTIONELLE BEARBEITUNG
MARINA CHERNIVSKY
UND VIKTORIJA KOPMANE

Romina Wiegemann: Nachdem das erste Podium uns einen guten Einstieg in das Thema ermöglicht hat, sind wir nun sehr an Ihren Perspektiven interessiert. Wir spüren, dass in diesem Raum sehr viele verschiedene Standpunkte vorhanden sind. Einige von Ihnen haben direkte, persönliche Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht, andere haben vielleicht keinen direkten Bezug dazu. Warum haben Sie sich zu diesem Symposium angemeldet, und was würden Sie hier gern mitnehmen?

Ich möchte Sie zunächst bitten, miteinander ins Gespräch zu kommen, bevor wir ins Plenum zurückgehen. Es geht um zwei grundlegende Fragen:

Was verbinde ich mit dem Titel des Fachsymposiums, und was hat mich dazu motiviert, mich hier anzumelden?

Welche Fragen bringe ich mit und was möchte ich hier lernen?

Wir haben nun zehn Minuten Zeit, um in der Kleingruppe die Fragen zu diskutieren. Anschließend freuen wir uns, die Quintessenz dieser Gespräche zu erfahren und sie dann im Plenum zu erörtern. Hierfür haben Sie in Ihren Mappen jeweils zwei Zettel, einmal rot und einmal grün. Ihre Notizen, die im Gespräch zur ersten Frage entstehen, würde ich Sie bitten, auf dem roten Zettel und die Antworten auf die zweite Frage auf dem grünen Zettel festzuhalten.

AUSWERTUNG

Romina Wiegemann: Ich bin beeindruckt von der Intensität der Gespräche, die hier geführt wurden! Wir möchten aber jetzt erfahren, was Sie miteinander besprochen haben. Ich werde Sie daher gleich bitten, die Ergebnisse aus den Zweiergesprächen mit uns zu teilen.

Stimmen von Teilnehmer*innen

Die persönliche Komponente – die Möglichkeit, persönliche Erfahrungen zu teilen – hat mich motiviert, an diesem Symposium teilzunehmen. Im Zwiegespräch haben wir festgestellt, dass persönliche Antisemitismuserfahrungen sehr unterschiedlich sein können. Das war das Entscheidende, was uns zu einer der Fragen geführt hat, die wir hierher mitbringen: Wodurch sind individuelle Antisemitismus-Erfahrungen bedingt? Ich habe immer wieder festgestellt, dass der Grund, warum ich vergleichsweise wenig Erfahrung mit Antisemitismus gemacht habe, der ist, dass ich immer die Möglichkeit habe, das durch so einen flauerer Rassismus abzumildern. Wenn mich jemand fragt: ›Wo kommst du her? Du siehst irgendwie anders aus‹, habe ich immer noch die Möglichkeit zu sagen: ›Ja, mein Vater ist Argentinier‹, und damit ist die Sache abgemildert. Wie ist das aber, wenn man nicht die Wahl hat, zu entscheiden: ›Was möchte ich jetzt eigentlich von mir preisgeben?‹ Und da würde ich gerne wissen, welche Erfahrungen die Anderen hier im Raum gemacht haben.«

Meine Motivation, hierher zu kommen, ist ein Wunsch, der fast unmöglich umzusetzen ist, nämlich mit allen denkbaren diskriminierten Gruppen gut verbündet zu sein. Das ist das höhere Ziel, und schwer umzusetzen. Außerdem habe ich gemerkt, dass ich mich mit Antisemitismus bisher fast gar nicht auseinandergesetzt habe, und fand das eine willkommene Möglichkeit, hier etwas dazu zu lernen. Der passende Begriff wäre vielleicht ›der Wunsch nach Verbündetenschaft‹. Und außerdem zu üben, über Antisemitismus zu sprechen. Ich glaube, das gehört auch dazu. Ich kenne das aus anderen Bereichen, dass es eine Hemmung gibt, über Diskriminierung zu sprechen.

Ich arbeite in einer mobilen Beratung für Opfer rechter, rassistischer und antisemitischer

Gewalt in Thüringen. Es kommt uns in Thüringen immer ein bisschen so vor, als ob wir von antisemitischen Übergriffen wenig mitbekommen. Wir machen das oft so, dass wir auf die Betroffenen zugehen und nachfragen, ob da ein Beratungsbedarf besteht. Es gab letztes eine Schmiererei an einer Synagoge. In dem Fall wurde das von einigen vor Ort etwas bagatellisiert, und wir hatten das Gefühl, man wollte das bloß nicht zu sehr an die große Glocke hängen. Und für uns geht es deswegen um die Frage: Wie kommen wir besser in Kontakt? Wie können die Betroffenen gestärkt werden und das Problem öffentlich gemacht werden, damit die antisemitischen Übergriffe nicht abgetan werden?«

Wir haben uns hauptsächlich mit dem Titel befasst: Was das Schweigen und das Sprechen für uns bedeutet. Das Schweigen haben wir zum einen aus der Sicht der Betroffenen diskutiert, zum anderen haben wir das Schweigen der Mehrheitsgesellschaft in den Blick genommen. Beim Sprechen ging es uns darum, wie konkrete erfolgreiche Interventionsstrategien gefunden werden können, eben dieses Schweigen zu überwinden. Ist das überhaupt möglich, die gesellschaftliche Situation im Hinblick auf Antisemitismus zu verändern? ›We shouldn't be quiet about hate crimes as you could be the target tomorrow.‹ Auch für diejenigen, die von Antisemitismus selbst nicht betroffen sind, besteht die Pflicht, darüber zu sprechen.

Als ich 1986 an der FU Berlin in Medizin Staatsexamen machte und durch die Prüfung gefallen bin, da sagte mein Vater spontan »Risches!« »Risches« heißt »das ist antisemitisch« auf Jiddisch, also in diesem Fall: »Das kann doch nicht sein, dass mein Kind durch eine Prüfung fällt.« Ich habe das natürlich als Erstes abgewiesen und gesagt: »Papa, das kann nicht sein.« Und dann habe ich erfahren, dass das stimmte, dass der 1933 oder 1930 geborene Professor erst

in der Prüfungssituation meinen zweiten Vornamen gesehen hat, nämlich »Esther«, Marguerite Esther Marcus, und dann vollkommen ausgerastet ist und mich durch die Prüfung fallen lassen hat. Er hat mich Sachen gefragt, die ich nicht beantworten konnte. Das Schlimmste war, dass die Leute selbst nicht merkten, dass sie

Beim Sprechen ging es uns darum, wie konkrete erfolgreiche Interventionsstrategien gefunden werden können, eben dieses Schweigen zu überwinden.

antisemitisch auf mein Aussehen oder auf meinen zweiten Vornamen reagieren, wenn sie ihn mal gesehen haben. Und ich bin eben so happy, weil es damals überhaupt keine Chance gab, in so einem Symposium darüber zu diskutieren, und an der Universität schon gar nicht. Ich habe das einmal angesprochen, und die Leute haben gedacht, ich habe einen Verfolgungswahn.



VI SYMPOSIUM 2

ANTISEMITISMUS UND EMPOWERMENT

Selbstermächtigung
als Strategie im Umgang
mit Veränderung
und Fremdmachung

MODERATION
ARON SCHUSTER

REDAKTIONELLE BEARBEITUNG
ROMINA WIEGEMANN

Aron Schuster: Wir kommen jetzt zum Kernstück dieser Veranstaltung, denn wir werden jetzt nicht *über* Betroffene sprechen, sondern in erster Linie *mit* Betroffenen und mit der jüdischen Zivilgesellschaft.

Als Einführung in unser Panel – »Antisemitismus und Empowerment: Selbstermächtigung als Strategie im Umgang mit Veränderung« – möchte ich eine Situation schildern, die ich am vergangenen Wochenende erlebt habe.

Wir hatten in der zentralen Bildungseinrichtung der ZWST in Bad Sobernheim ein hochdekoriertes Institut zu Gast, das Jugendarbeit wissenschaftlich aufarbeitet und monitort. Ich wurde gefragt: »Diese zweiwöchigen jüdischen Feriencamps, die ihr hier organisiert, finden die denn ausschließlich für jüdische Teilnehmer*innen statt?« Als ich der Dame darauf mit »Ja« antwortete, sah ich in ihren Augen, wie da langsam etwas entgleiste. Und dann stellte sich immer die Frage: Wie erkläre ich, warum das tatsächlich ein Feriencamp ausschließlich für jüdische Jugendliche ist? Ich habe ihr dann die Geschichte von Mark aus Mannheim erzählt, der 351 Tage im Jahr folgende Fragen beantworten muss: »Warum bekommst du an Weihnachten keine Geschenke? Warum baut ihr in Israel andauernd irgendwelche Siedlungen, oder, besser gesagt, im Westjordanland? Warst du schon mal in Auschwitz? Und heißt das, dass du keine Pizza Hawaii essen darfst?« Ich habe der Besucherin dann erklärt, dass dieser Mark vierzehn Tage im Jahr genau diese Fragen mal nicht beantworten muss und die Zeit für andere Zwecke nutzen kann. Nämlich zum Beispiel am Abend mit seinen Freunden in seinem Zimmer zu sitzen und zu erzählen, warum er so ein verdammtes schlechtes Gefühl hat, wenn er nach seinem Fußballtraining in die Sammeldusche gehen muss.

Als ich ihr diese Geschichte erzählt habe, habe ich gemerkt, dass sich bei ihr etwas verändert hat, und ich glaube, dass das ein guter

Einstieg in das Thema sein kann, das wir jetzt diskutieren wollen. Ich freue mich, dass drei sehr interessante Podiumsgäste heute hier sind.

MAX CZOLLEK ist in Berlin geboren, er ist Diplom-Politikwissenschaftler, hat 2016 am Zentrum für Antisemitismusforschung promoviert und war vor allem durch den Desintegrationskongress in der Vergangenheit medienpräsent. Vom 2. bis zum 12. November 2017 finden die von ihm mit kuratierten Radikalen Jüdischen Kulturtage am Maxim Gorki Theater, Studio A statt.

Wir wollen im ersten Teil von unseren Podiumsteilnehmer*innen wissen, was ihre eigenen Erfahrungen mit Antisemitismus sind, und wie sie damit umgehen. Max, vorab eine Frage an dich. Vor wenigen Tagen war der 9. November, der Jahrestag der Reichspogromnacht. Es wurden an vielen Stätten bundesweit wichtige Reden gehalten, von Oberbürgermeistern und anderen hochdekorierten Persönlichkeiten. Sind das Veranstaltungen, an denen du teilnimmst? Ist das für dich der richtige Weg, mit diesem Tag umzugehen?

Max Czollek: Aron, danke schön. Ich fand die Geschichte von Mark treffend. Eine Minderheit ist jene Gruppe, die auf Fragen antwortet, und zwar auf Fragen, die von einer anderen Stelle aus formuliert werden. Diese Stelle bleibt häufig unsichtbar. Bei unserem Desintegrationskongress war ein wichtiger Ansatzpunkt, diese Stelle sichtbar zu machen, und wir haben sie »Deutsch« genannt.

Ich war dreizehn Jahre auf der jüdischen Schule und habe darum dreizehn Jahre eine andere Situation als Mark erlebt. Ich hatte einen jüdischen Raum, in dem ich zur Schule gegangen bin. Das ist eine neue Situation, die Schule in der Großen Hamburger Straße gibt es seit 1993, es gibt zudem die Heinz-Galinski-Schule im Grunewald, und jetzt auch das Ernst

Ludwig Ehrlich Studienwerk (ELES). Es ist also mittlerweile möglich, begleitet von jüdischen Räumen eine ganze Bildungskarriere zu durchlaufen. Das gab es früher einfach noch nicht. Ich glaube, das hat gewisse Konsequenzen für die Frage »Wie funktioniert Selbstdefinition, Empowerment, usw.?«

Auf welche Fragen haben wir zu antworten? In die jüdische Schule kamen mit regelmäßiger Sicherheit Fernsehtams und stellten Fragen. Eine Frage, an die ich mich gut erinnere, und die für heute auch sehr wichtig ist, war: »Was ist deine Erfahrung mit Antisemitismus?« Ich glaube, das Sprechen über Antisemitismus ist nicht nur ein Thematisieren einer oft verschwiegene Struktur, sondern auch eine Art und Weise, wie Juden*Jüdinnen in Deutschland sich selbst positionieren. In der Öffentlichkeit über Antisemitismus zu reden, genau wie in der Öffentlichkeit über Israel oder die Shoah-Geschichte der eigenen Familie zu reden, und das sage ich auch als Künstler, ist eine Art und Weise, wie ich sichtbar werden kann, und wie ich meine Position in der Öffentlichkeit beziehen kann. Es ist zugleich die Art und Weise, wie ich als Jude für Deutsche sichtbar werde. Und die Herausforderung, die mich beschäftigt, ist: Was für Möglichkeiten gibt es, diese Dynamik zu unterbrechen? Und gibt es noch etwas anderes, was mich zum Juden machen könnte, außer Antisemitismus, Israel und Shoah? Dementsprechend wirst du verstehen, dass ich bei öffentlichen Veranstaltungen wie z. B. zum 9. November nicht besonders gerne als öffentliche Figur, sprich, als Lyriker, auftauche. Als jüdischer Wissenschaftler ist das vielleicht eine andere Sache. Ich glaube, eine Intervention an so einem Tag wäre sinnvoll. Es ließe sich so etwas machen wie eine Lesung der Inglorious Poets, im Sinne von *Inglourious Bastards*, dem Tarantino-Film. Grundsätzlich denke ich aber, dass die Interaktion in diesem deutsch-jüdischen Gedächtnistheater ein Teil des Problems ist.

Aron Schuster: Vielen Dank soweit. Ich hatte unterschlagen, dass Max auch ein ganz großartiger Lyriker ist.

Und nun: Mirna Funk.

MIRNA FUNK wurde in Ost-Berlin geboren, studierte Philosophie sowie Geschichte an der Humboldt-Universität und ist freie Journalistin, unter anderem für Zeitschriften wie »Neon« und das »Süddeutsche Magazin«. Sie schreibt viel über ihr Leben zwischen zwei Welten, zwischen Deutschland und Israel. Sie hatte mit ihrem Debütroman »Winternähe« viel Erfolg und wurde dafür auch ausgezeichnet.

Mirna, in deinem Roman will eine Protagonistin namens Lola Berlin verlassen, weil sie von Antisemitismus betroffen ist. Du wirst auch selbst öfters mit der Frage konfrontiert, warum du denn regelmäßig nach Israel gehst. Du antwortest darauf, dass der Antisemitismus hier

Eine Minderheit ist jene Gruppe, die auf Fragen antwortet, und zwar auf Fragen, die von einer anderen Stelle aus formuliert werden.

einer der Gründe ist. Und jetzt würde uns doch alle interessieren: Wo finden diese Erfahrungen statt, die dich dazu bringen, einen solchen Roman zu schreiben, und auch eigene Antworten wie ein Pendeln zwischen Deutschland und Israel zu finden?

Mirna Funk: Der Roman hatte ganz viele unterschiedliche Auslöser, die ich darin biografisch und fiktiv verarbeitet habe. Ich glaube, das Interessante daran, einen Roman über Anti-

semitismus zu schreiben, ist die Erfahrung, die darauffolgt. Der Roman erschien im Juli 2015, und ich bin jetzt seit anderthalb Jahren damit unterwegs auf Lesungen und in Podiumsdiskussionen. Und immer wieder taucht dort genau der Satz auf, den ich meine Protagonistin ihrer Großmutter gegenüber sagen lasse, nämlich: »Ich sehe keinen Antisemitismus.« Meine Protagonistin wird dann vom Gegenteil überzeugt, und ich habe dieses Buch geschrieben, um die Menschen, die keinen Antisemitismus

Rassismus trennt mich von mir selbst und ist eine Entfremdungserfahrung. Bei jeder Frage: »Wo kommst du her?« findet erst mal eine Entfremdung meiner Selbstverständlichkeit statt, auf der Welt zu sein mit meiner Geschichte.

sehen, vom Gegenteil zu überzeugen. Das ist vielleicht ein sehr hohes Ziel gewesen, denn wenn ich irgendeinen Satz in diesen letzten anderthalb Jahren gehört habe, dann war es genau dieser: »Ich sehe keinen Antisemitismus.«

Wenn ich aus meinem Buch lese und antisemitische Erlebnisse schildere, ist die Reaktion häufig: »So etwas habe ich ja noch nie gehört, also ich kenne und sehe keinen Antisemitismus.« In diesen Situationen durchlebe ich immer wieder das gleiche Trauma, das ich meine Protagonistin durchlaufen lasse. Dabei war ja meine Idee, zu verändern oder aufzuklären, also Menschen, die keinen Antisemitismus sehen, dazu zu bringen, genau hinzuschauen. Und nach anderthalb Jahren muss ich sagen,

dass dieser Versuch von Empowerment komplett fehlgeschlagen ist. Mein Powerpegel ist ziemlich weit unten. Ich sage Lesungen ab, weil ich nicht mehr bereit bin, mich diesen Aussagen zu stellen.

Aron Schuster: Wie entgegnest du denn den Personen, die in einer Lesung dir entgegenbringen: »Ich sehe keinen Antisemitismus«?

Mirna Funk: Ich sage dann immer: Das mag daran liegen, dass sie kein Jude sind.

Aron Schuster: Liebe Pasquale, du arbeitest seit Jahren als Empowerment-Trainerin. Was bedeutet Empowerment für dich?

PASQUALE ROTTER ist in Wien geboren. Sie ist Erziehungswissenschaftlerin und bundesweit als Empowerment-Trainerin für Menschen mit Rassismuserfahrungen tätig.

Pasquale Rotter: Wenn ich von Empowerment spreche, dann spreche ich von Prozessen, die es ermöglichen, Verbindungen herzustellen, oder entstandene Trennungen zu überwinden bzw. zu transformieren. Das passiert auf unterschiedlichen Ebenen. Ganz konkret: Wenn ich davon ausgehe, dass Rassismus, auch Antisemitismus und andere -Ismen, am Körper festgemacht werden – also dass mein Körper und seine phänotypischen Merkmale dafür herhalten, zu wissen, was ich bin, wer ich bin, welche Qualitäten und Charaktereigenschaften ich habe – dann ist Rassismus in meinem persönlichen Prozess erstmal die Trennung von mir selbst. Dafür können wir den schwarzen weiblichen Körper als Beispiel nehmen. Davon gibt es seit Jahrhunderten Abbildungen und Vermessungen, und so weiter. Rassismus trennt mich von mir selbst und ist eine Entfremdungserfahrung. Bei jeder Frage: »Wo kommst du her?« findet erst mal eine Entfremdung meiner Selbstverständlichkeit statt, auf

der Welt zu sein mit meiner Geschichte. Als Österreicherin, die seit fünfzehn Jahren in Berlin lebt, und mit vielen anderen Facetten. Das heißt, man wird auf die Ebene des Körpers reduziert. Rassismus, und auch Antisemitismus, trennt uns voneinander, trennt uns innerhalb der Communities und auch zwischen den Communities. Wenn ich Empowerment-Prozesse begleite, versuche ich, geschützte Räume zu schaffen, in denen diese Trennungen nicht reproduziert werden, also bestimmte Fragen nicht wieder auftreten. In diesen Räumen können auch Trennungen innerhalb der Gruppe, die von einem Phänomen betroffen sind, thematisiert werden. Nach dieser Thematisierung können dann auch wieder Verbindungen hergestellt werden. Das sind Erkenntnisse, die in vielen Jahren gewonnen wurden, kurz zusammengefasst. Das klingt abstrakt, aber es ist ganz konkret.

Aron Schuster: Max, du nickst. Stimmt du dem zu? Sind das Ansätze, die du beim Desintegrationskongress auch angewendet hast?

Max Czollek: Es gibt in der Wissenschaft ja Trends und Konjunkturen, und zur Zeit meines Studiums waren es innerhalb der Diskriminierungsforschung die Themen »Gender« und »Critical Whiteness«. Ich habe mich intensiv damit auseinandergesetzt, was Empowerment intendiert, und was dabei passiert. Dann traf ich im Ballhaus Naunynstraße auf Shermin Langhoff, mittlerweile Intendantin am Maxim Gorki Theater, die versuchte, genau diese Frage nach Repräsentation und gesellschaftlicher Positionierung mit künstlerischen Mitteln zu bearbeiten. Der künstlerische und der wissenschaftliche Aspekt zusammen waren wesentliche Quellen für die Intervention, auf die der Desintegrationskongress zielte. Ein Teil dieser Intervention war, zu sagen: Was wir hier tun, ist eine Performance, die gucken sich Leute an. Selbst wenn wir miteinander auf dem Podium

Gespräche führen, ist es kein Raum, in dem alle Leute irgendwelche Fragen stellen können, sondern ein Raum, in dem wir diese Diskussion miteinander führen, und dann endet diese Diskussion. Und die Fragen, die vielleicht bei Menschen dabei auftauchen, werden außerhalb dieses Raumes diskutiert.

Das hat für Verwirrung gesorgt. Zum Beispiel kam eine Frau zu mir und meinte: »Also ich verstehe das gar nicht, ich möchte doch so gerne eine Frage stellen.« Dann sagte ich: »Ja, aber verstehen Sie, mich interessiert in diesem Kontext Ihre Frage nicht.« Und dann sagte die Frau: »Aber das ist ja, als wäre ich hier in einem großen jüdischen Witz.« Und ich sagte: »Ganz genau, und Sie sind Teil davon.«

Aron Schuster: Mirna, noch mal zu dem, was du gerade beschrieben hast. Das klingt etwas nach Resignation. Nach den Erfahrungen aus deinen Lesungen suchst du einen Rückweg nach Israel. Interpretiere ich das richtig?

Mirna Funk: Ich würde das nicht ganz als Resignation bezeichnen, aber ich denke: Vielleicht hatte ich mir das Ziel etwas zu hoch gesteckt? Es ist ja auch etwas megaloman, zu glauben, Leute mit einem Roman wachrütteln oder von irgendetwas überzeugen zu können. Dass das nicht funktioniert, ist für mich auch ein Ergebnis. Jetzt empfinde ich den Roman eher als Empowerment für jene, die sich durch mein Gesagtes bestätigt, erkannt und gesehen fühlen.

Ich muss zugeben, dass es Momente gibt, in denen mich das Thema nur Energie kostet. Dann frage ich mich, wie ich auf die wahnwitzige Idee gekommen bin, diesen Roman überhaupt zu schreiben, und ob ich es noch einmal tun würde. Ich bin einem Impuls gefolgt, das war vielleicht gut. Der Roman ist, glaube ich, empowernd für die, die sowieso schon fühlen oder sehen oder denken. Und das ist ja nicht weniger wert, oder?



Aron Schuster: Max, wie beurteilst du das? Was ist der aktuelle Stand hinsichtlich Empowerment in der jüdischen Zivilgesellschaft?

Max Czollek: Ich spreche mal über die Räume, die ich kenne. Berlin hat sicherlich eine größere Vielfalt als andere Orte in Deutschland. Meine Erfahrung aus dem Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk (ELES) ist schon, dass in dieser Struktur ein bestimmtes Nachdenken eingesetzt hat. Meiner Erfahrung nach läuft dieses Nachdenken immer wieder darauf hinaus, zu sagen: Wir müssen eine Sprache finden und wir müssen anfangen, uns neu und anders auch öffentlich zu positionieren

Ich erinnere mich an ein Seminar mit der Studienstiftung des Deutschen Volkes und dem Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk, bei dem es um Antisemitismus ging. Wir von ELES hatten uns davor zusammengesetzt und waren einstimmig der Meinung, dass wir nicht schon wieder mit den Deutschen unsere Antisemitismus-Erfahrungen diskutieren wollen. Wir hatten den Wunsch, es anders zu machen. Und dann kommt das Seminar, und uns wird die übliche Frage gestellt: »Was ist eure Erfahrung mit oder was denkt ihr zu Antisemitismus?« Bereits in der Auftaktrunde fangen wir ELESianer sofort an zu performen. Die Leute packen ihre Stories aus, es geht alles in die Richtung: »Wir erklären euch jetzt Antisemitismus, wir erklären euch jetzt, wie man das bekämpfen kann.« In diesem Zusammenhang ist es auch kein Zufall, dass es gerade der Zentralrat der Juden in Deutschland ist, der eine Demonstration gegen Antisemitismus einberuft. Nicht nur, weil die Grünen nicht auf die Idee kommen, sondern auch, weil der Zentralrat sich selbst in dieser Funktion sieht.

Ich glaube, die Dynamik dieser Interaktion reicht bis ins Individuelle hinein. Und ich glaube, dass es uns auch mit den Mitteln der Kunst gelingen kann, diese Dynamik zu reflektieren

und zu unterbrechen, als eine Art metagesellschaftliche Reflexion. Die Generation meiner Eltern hatte noch mit anderen Themen zu tun. Die dritte Generation muss an dieser Stelle vielleicht ganz andere, neue Antworten finden. Es geht überhaupt nicht darum, zu sagen, Angehörige der zweiten Generation waren nicht genauso klug wie wir oder vielleicht klüger, sondern darum: Was gibt es für Herausforderungen *jetzt*, wo so viele Juden*Jüdinnen aus der Sowjetunion und aus Israel kommen? Was für Ressourcen generiert das? Was für ein Judentum können wir uns vorstellen, das anders funktioniert? Auch die Einstellung der internationalen jüdischen Community zu deutschen Juden*Jüdinnen spielt hier eine Rolle: Wer lebte nach '45 schon noch in Deutschland? Kommunisten und wenige andere Menschen, die »hängengeblieben« waren. Ich habe das Gefühl, es gibt jetzt eine größere Art von Aufmerksamkeit und auch Zuwendung, die es möglich macht, andere Anerkennungsräume zu generieren. Es gab früher ja keine andere Möglichkeit als den deutschen Anerkennungsraum, weil der jüdische Raum die Juden*Jüdinnen in Deutschland in ihrer Existenz nur sehr begrenzt anerkannte.

Aron Schuster: Max, ein Zitat von dir. Kannst du uns diesen Satz näher erklären: »Der Unterschied zwischen der zweiten und dritten Generation: Weniger Schlösser vor der Tür, dafür mehr Baseballschläger daneben«?

Max Czollek: Ja, diesen Satz zitiert Mirna in einem Artikel in der *Zeit*. Mirna saß beim Desintegrationskongress auf dem Auftaktpodium, und die Aussage hat viel mit unserem Desintegrationskonzept zu tun. In meiner Erfahrung gibt es in der zweiten Generation, in meinem Umfeld zumindest, noch viel Angst, ein sehr starkes Nachdenken über Bedrohung. Die Schlösser an der Tür und die Koffer unter dem Bett sind ja Metaphern für den Willen abzureisen

und die Angst davor, dass die Gestapo an die Tür klopft. Ich kenne Menschen, die Therapien gemacht haben, weil sie nicht in deutschen Eisenbahnen fahren konnten. Es gibt Menschen wie Mark, den du in deiner Einleitung erwähnt hast, die sich in einer Gruppendusche unwohl fühlen. Und das nicht nur, weil er beschnitten ist, sondern möglicherweise auch aus konkreten historischen Gründen. Es ist eine Art paranoisches Sehen. In meiner Lyrik interessiert mich diese Art paranoisches Sehen sehr. Doch im Leben habe ich den Eindruck, wir müssen Alternativen für diese Fixierung auf die Shoah finden, die das öffentliche Bild von den Juden ja sehr stark bestimmt.

Nun zu den Baseballschlägern. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, sich als Jude aus diesem deutsch-jüdischen Theater zu »desintegrieren.« Eine Möglichkeit ist die Idee der Rache. *Inglourious Bastards* ist ja ein von einem Nichtjuden gemachter Film über eine imaginierte jüdische Rache. Kritiken aus der jüdischen Community, die sagen: »Aber das ist ja total absurd, so ist die Geschichte nicht gelaufen, das verzerrt total unsere reale historische Position«, schlagen, glaube ich, fehl. Und zwar in dem Sinne, dass sie das befreiende Element darin nicht wertschätzen. Eine Opferposition kann etwas sehr Abgründiges sein, und die Tatsache, dass die eigene Familie vernichtet worden ist, ist eine Gewalterfahrung, die sich durchaus auch (zumindest bei mir als Kind) in Gegenvernichtungsfantasien widerspiegeln kann. Also reale Gewaltfantasien, für die ich keine Sprache und keine Ohren fand. Ich habe den Eindruck, stattdessen verschob mein Umfeld seine Aggressionen auf andere Objekte. Es gab keine wirkliche Thematisierung dieser Verletzung.

Der Desintegrationskongress ist der Versuch, diese Dinge besprechbar zu machen und eine jüdische Opferposition auch dadurch zu unterlaufen, dass man ihre Abgründigkeit sichtbar macht.

Aron Schuster: Pasquale, kann es sein, dass im Feld der Rassismus-Arbeit das Level der Ängste und Fürchte schon eher überwunden wurde?

Pasquale Rotter: Ich kann da aus dem Fundus der Erfahrungen und Geschenke sprechen, die mir in den Empowerment-Workshops, die ich begleitet und geleitet habe, gemacht wurden. Heilung und Bewältigung ist immer eine Kreisbewegung, und das gilt auch für Empowerment-Prozesse. Es ist nicht so, dass es einen Anfangspunkt gibt, und ich dann diverse Stadien durchlaufe, bis ich damit fertig, empowert und erleuchtet bin. Das funktioniert nicht so. Aber ich kann mit dem, was beschrieben wird, ganz viel anfangen. Mit meiner Geschichte habe ich in Empowerment-Prozessen etwas sehr Heilsames erlebt. Das kann gerade in Empowerment-Räumen passieren, wenn Menschen – wir nutzen Biografie-Arbeit – einfach ihre Geschichten, ihre Migrationsgeschichten und die Geschichten ihrer Eltern und Großeltern erzählen und sehen, wo was resoniert, und wo wir uns gegenseitig berühren können.

Ich möchte die Verbindungen, von denen ich früher gesprochen habe, an einem Beispiel festmachen. Ich habe Anfang des Jahres eine deutsch-ägyptische Performance gemacht. Es waren Einzelperformances, also »one on one.« Ich habe in diesem Zeitraum über 90 Menschen für je zehn Minuten getroffen und in diesen zehn Minuten zu 90 Prozent über Körperpräsenz und Blickkontakt kommuniziert. Dann habe ich ein paar Minuten lang eine Geschichte erzählt, eine Geschichte aus meiner Familie, wo es darum geht, dass eine meiner Vorfahrinnen durch eine individuelle Entscheidung eines Arztes 1945 im Krankenhaus umgebracht wurde. Das geschah nicht im Rahmen eines Krankemordprogrammes, sondern durch eine individuelle Entscheidung. Was in der Performance so spannend war, war die Vielfalt der Menschen. Es gab natürlich die, die von Schuld gepackt den Blick abgewendet

haben. Die waren plötzlich nicht mehr anwesend, die Verbindung war sofort vorbei. Und dann gab es jene, die einfach da waren. Ich weiß nicht, was da alles passiert ist in diesen vielen, vielen Begegnungen, ich kann das gar nicht in Worte fassen. Sie waren einfach da, sie haben sich berühren lassen. Und dann gab es eine, die meinte: »These fuckers.« Sie hat mir das Gefühl von Wut nahegebracht. Sie hat mir die Möglichkeit gezeigt, einfach nur richtig wütend zu sein darüber, dass diese Person das mit meiner Vorfahrin gemacht hat. Ich habe in diesen 90 Begegnungen so viele Facetten von »Wie kann ich mit dieser biografischen Geschichte umgehen« erlebt. Das ist alleine durch Begegnung passiert, also durch eine Herstellung einer Verbindung mit Leuten, die ich nicht kannte, und indem ich mich wirklich zeigte mit allem, was da war. Es war ein wahnsinniges Risiko, das ich eingegangen bin, aber es ist unglaublich viel passiert.

In diesem Fall wusste ich nicht, für wen ich performe; ich denke aber, es ist auch eine mögliche Empowerment-Strategie, zu überlegen: »Für wen ist das, was ich mache? Für wen ist die Kunst, die ich mache, für wen sind die Dinge, die ich schreibe? Wo möchte ich meine Energie hinlenken?« Es gibt zum Beispiel schwarze Aktivistinnen und Künstlerinnen wie Simone Dede Ayivi oder Noah Sow, die ganz klar sagen: »Meine Stücke sind für Schwarze Leute, für People of Color.« Sie haben einfach diese Entscheidung irgendwann im Laufe ihrer Karriere getroffen.

Ich finde, in dem Beispiel, das du eingangs genannt hast, hast du dir echt viel Zeit genommen und viel Energie hineingesteckt, um der Frau zu erklären, warum ein jüdischer Junge mal zwei Wochen unter anderen jüdischen Kindern sein möchte. Das ist eine Entscheidung. ›Empowerment‹ bedeutet für mich auch, bewusste Entscheidungen zu treffen, seien sie für das Schweigen oder gegen das Schweigen, für das Sprechen oder gegen das Sprechen.

Aron Schuster: Vielen Dank, Pasquale. Ich würde jetzt doch, ganz anders als beim Desintegrationskongress, die eine oder andere Rückfrage und Wortmeldung aus dem Publikum an die drei Referent*innen aufnehmen.

›*Empowerment*‹ bedeutet für mich auch, bewusste Entscheidungen zu treffen, seien sie für das Schweigen oder gegen das Schweigen, für das Sprechen oder gegen das Sprechen.

Teilnehmer*in: Ich habe eine Frage an das Publikum, zu der Reaktion »Ich sehe nichts Antisemitisches, ich verstehe Sie nicht.« Es passiert ganz, ganz oft, dass wir auf sehr unterschiedlichen Ebenen kommunizieren. Dieses Gefühl, »die anderen können mich nicht verstehen; ich fühle anders, als ich argumentieren kann« – ich hätte sehr gerne erfahren, welche Reaktionsmöglichkeiten es hier gibt.

Teilnehmer*in: In Bezug auf die bewusste Entscheidung, Fragen zum Judentum zu beantworten, oder eben nicht: Das kommt auch sehr auf meine Laune an, ich sage auch schon mal: »Heute ist keine Sprechstunde, ich bin kein Streicheljude, ich bin kein Streichelisraeli.« Das ist eben auch persönlichkeitsabhängig. Meine beiden kryptojüdischen Eltern, die eine ziemlich gestörte zweite Generation sind, gehen dann in Deckung, und das tue ich nicht. Das, denke ich mal, ist ein riesiger Unterschied. Es ist anstrengend, da gebe ich Mirna definitiv recht, und es ist situativ.

Aber Max hat noch etwas gesagt, was ich äußerst interessant fand. Du baust »deutsch« und »jüdisch« als binär auf. Ich tue das nicht.

Mein Anspruch an dieses Land ist, dass ich Staatsbürgerin bin. Ich will als solche wahrgenommen werden und ich lasse mir weder von Deutschen noch von Juden*Jüdinnen noch von Israelis oktroyieren, wer ich bin. Darin sehe ich Empowerment. Immer wieder kommt die Frage: »Wie fühlen Sie sich denn als Jüdin in diesem Land?« Dann sage ich immer: »Ich bin Deutsche, warum fragt mich das nie einer?« Oder auch: »Wie fühlen Sie sich als israelische Staatsbürgerin in diesem Land?« Da sage ich auch immer, ich bin auch Deutsche. Warum nimmt das keiner wahr? Für mich ist das nicht binär. Meine Muttersprache ist Kölsch, ich bin ein Kölscher Jüd, und ich hätte gerne, dass es auch so wahrgenommen wird, und dass ich nicht so ein netter Exot bin, der vielleicht irgendwann mal im Museum landet.

Aron Schuster: Max, wie siehst du das?

Max Czollek: Ich glaube, es ist wirklich eine Frage, von wo wir ausgehen. Es gibt ein Interview zwischen Hannah Arendt und Gaus, in dem Arendt sagt, »wenn du als Jude angesprochen wirst, musst du als Jude antworten, und nicht als Staatsbürger oder als Deutscher oder als Mensch dieser Welt.« Und ich glaube, das ist eine total wichtige Lehre, über die ich lange nachgedacht habe. Ich weiß immer noch nicht, ob ich sie verstehe, aber es scheint mir, Arendt meint: Wenn Menschen dich zu einem Juden machen, dann hilft es wenig, sich dieser Attacke zu entziehen. Zum Beispiel habe ich als Lyriker überhaupt nicht die Wahl, ob ich in einer Kritik über die Geschichte meiner Familie hergeleitet werde. Die ist im Internet verfügbar, und die können Leute einfach benutzen. Ich kann aber durchaus überlegen, als *was für ein* Jude ich auftreten will. Und ich glaube, das ist der Spielraum, der uns in diesem Moment zur Verfügung steht. Mit dem Desintegrationskongress haben wir probiert, durch diese Zuschreibung hindurchzugehen und zumindest zu

spiegeln, was da passiert. In dem Moment, wo ich der Judenlyriker bin, möchte ich wenigstens sagen können, dass ihr alles Kartoffeln seid. Das ist die Möglichkeit, die ich haben möchte, wenn ich schon in die Judenecke gestellt werde. Eine andere Strategie wäre, zu sagen, ich schaue mir die Punkte an, an denen meine Lyrik als jüdisch verortet wird. Vielleicht gibt es z. B. Bezüge auf die Kabbala oder auf Walter Benjamin. Das sind Dinge, die mich zum Juden machen, dann nehme ich diese Bezüge raus und mache mich unsichtbar. Das ist auch möglich, es scheint mir aber fast wie ein Zurückweichen, und ich bin nicht willens, zurückzuweichen.

Aron Schuster: Mirna.

Mirna Funk: Was ich interessant daran finde, ist, dass wir entweder zu Juden*Jüdinnen gemacht werden, oder aber es wird uns vorgeworfen: »Warum heben Sie denn Ihr Jüdisch-Sein so hervor? Ich hebe ja auch nicht mein Christentum hervor.« Wir sind ständig der Identifikation durch andere ausgesetzt. Oder der Staat Israel heißt dann »Ihre Regierung«, obwohl ich deutsche Staatsbürgerin bin. Da gibt es unterschiedliche Zuweisungen, von »zu sehr Jude« bis »zu wenig Jude«, und die Frage ist, wie kann ich auf diese Zuweisungen reagieren?

Max Czollek: In dem Moment, wo ich sage, dass ich eine bestimmte jüdische Position aktiv beziehe, sagen mir Deutsche: »Nein, nein, wir sind doch jetzt schon weit über diese Schubladen hinaus.« Ich würde sagen, offensichtlich sind wir es nicht. In der deutschen Zurückweisung der Kategorien drückt sich vielmehr eine Hoffnung aus, ein frommer Wunsch. Und die Forderung danach, der Anspruch an mich, nicht in diesen Kategorien zu operieren, hat auch etwas damit zu tun, dass ich über diese Kategorie etwas Bestimmtes sichtbar mache. Und ich glaube, dass dieses Sichtbarmachen

einer unsichtbaren deutschen Position sowohl einen empowernden als auch einen verletzenden Effekt hat. Es ist nämlich ein deutsches Begehren nach Juden*Jüdinnen da, die sagen: »Es ist alles gut, ich fühle mich wohl hier.« Nach Juden*Jüdinnen, die eine Shoah-Geschichte haben und trotzdem hier sind. Ich habe das Gefühl, dass mit der Verweigerung dieser Performance etwas verstellt wird, was diese Verbrüderung von Juden*Jüdinnen und Deutschen, die sich jetzt gemeinsam ihren Erinnerungsritualen widmen, betrifft.

Was, wenn Juden*Jüdinnen nicht mehr mitspielen? Sie sind ja für eine deutsche Selbstpositionierung nach '45 total wichtig. Deutsche nach '45 sind alles, nur nicht antisemitisch. Und was, wenn Juden*Jüdinnen sagen: »Okay, dann habt ihr hier eine Kippa, spielt euer Theater doch alleine.«? Das war einer unserer Sprüche für den Kongress. Wir haben Kippas zum Selberbasteln ausgegeben, und darauf stand: »Werden Sie Teil des Problems.« Ironie ist ein schönes Stichwort, aber zum Thema Antisemitismus ist so eine immense identitäre Aufladung vorhanden, dass wir überhaupt keinen Raum haben, in dem wir ohne Hysterie darüber nachdenken können, was es bedeuten könnte, dass wir in einer antisemitisch strukturierten Gesellschaft leben – genauso wie wir in einer sexistisch, rassistisch, klassizistisch strukturieren Gesellschaft leben. Was, wenn das genauso normal wäre, nach wie vor?

Aron Schuster: Es gibt zahlreiche Wortmeldungen.

Teilnehmer*in: Was mich persönlich umtreibt, ist die Frage: Wie können Empowerment-Prozesse und Erkenntnisse aus antirassistischen Erfahrungen und Kämpfen verbunden werden? Was braucht es dafür?

Pasquale Rotter: Ich kann in meiner Antwort daran anknüpfen, was Max gesagt hat. Es geht

darum, eine Dynamik zu unterbrechen, zu intervenieren. Es wird ein bestimmtes Verhältnis performt, dass du Machtverhältnis genannt hast. Ich übernehme darin eine Rolle, in die ich fast schon hereingewachsen bin. In dieser performe ich auf eine bestimmte Art und Weise. Wir trainieren u. a. ganz konkret mit theaterpädagogischen Methoden, aber auch mit Reflexion, diese Dynamik zu unterbrechen. Ich verlasse den kolonialen Ort, der mir in dem Moment zugewiesen wird und steige aus dem Spiel aus. Das ist natürlich mit viel Angst verbunden. Was bleibt von mir übrig, wenn ich nicht mehr diese Rolle erfülle? Wer bin ich dann? Es macht wahnsinnige Angst, aber es öffnet einen Möglichkeitsraum, der unschätzbar wertvoll ist.

Zu deiner Frage: Ich sehe ganz viele Verbindungen, aber ich glaube, dass es mehr Austausch braucht. Ich habe persönlich das Gefühl, dass schwarzes Überlebenswissen unglaublich groß ist. Es wurde über Jahrhunderte und Generationen geschaffen. Da sind unglaubliche Ressourcen da. Ich glaube, dass wir unsere Überlebenswissen (im Plural) kombinieren und dadurch noch sehr viel mehr ermöglichen können.

Aron Schuster: Der Gedanke, aus der Rolle auszubrechen, ist sehr gut. Max und Mirna, werdet ihr denn auch mit Menschen konfrontiert, die euch entgegenbringen, dass ihr leichtfertig eure Identität abgibt? Das ist ja häufig ein Gegenargument.

Mirna Funk: Aber Max will doch Jude sein, oder? Also zu dir kann das ja keiner sagen.

Aron Schuster: Und zu dir?

Mirna Funk: Ich glaube, zu mir auch nicht. Ich kenne solche Menschen und Vorwürfe gar nicht. Wo sind die denn?

Aron Schuster: Also mir sind die schon begegnet. Aber ich bin ja nur der Moderator, ich sollte nicht über meine eigenen Erlebnisse sprechen. Zwei letzte Fragen noch.

Teilnehmer*in: Ich habe eine Frage an Mirna. Du beschreibst ja diesen Satz: »Antisemitismus sehe ich nicht.« Max hatte vorhin gesagt, dass jüdische Menschen für das deutsche Nachkriegsidentitätsverständnis ganz wichtig sind. Und du hast beschrieben, dass du das Gefühl hast, gegen Windmühlen zu kämpfen. Ich habe jetzt von dir gehört, dass du es mit zwei Phänomenen zu tun hast. Einerseits mit Antisemitismus in Form der klassischen Diskriminierung einer bestimmten Gruppe von Menschen, und dann aber auch mit dieser kollektiven Negierung, weil Antisemitismus in Deutschland »nicht mehr sein darf«. Inwiefern hast du das Gefühl, dass du speziell in Deutschland mit dieser Herausforderung, mit der du an die Menschen herangegangen bist, hoffnungslos gegen Windmühlen kämpfst? Und was ziehst du jetzt im Nachhinein daraus?

Mirna Funk: Ich ziehe mich wie so eine Blindschleiche zurück in die nasse Erde ... Nein, Quatsch. Ich halte durch. Ich glaube wirklich, so wie ich es auch gesagt habe, dass das Empowerment dann an die gerichtet ist, die ohnehin ähnlich empfinden. Als weitere Bestärkung für Einzelne. Vielleicht geht es wirklich weniger um das Verändern-Wollen, sondern um diese Art der Stärkung.

Teilnehmer*in: Ich fand das mit dem Überlebenswissen ganz toll. In dieser Spannung zwischen der Identität, die ich für sich selber krei-ere, und der kontinuierlichen Identifikation von außen, gegen die ich mich nicht wehren kann, empfinde ich es als eine Strategie von Empowerment, nicht immer der Zuschreibung entgegenzutreten zu müssen, sondern zu überlegen, ob mir das im jeweiligen Moment auch

wirklich passt. Ich lebe relativ viele Identifikationen von außen. Wenn ich da jedes Mal als Botschafter*in meiner selbst auftrete, um zu verteidigen, zurechtzubiegen, zu erklären, dann habe ich keine Zeit zum Atmen mehr. Das heißt, eine Überlebensstrategie oder Überlebenswissen wäre dann in der Tat Humor oder einfach Gleichgültigkeit, oder auch Aggression und Rachedgedanken. Das sind alles Möglichkeiten. Was ich als sehr befreiend empfinde, ist nicht zu jedem Zeitpunkt ansprechbar sein zu müssen darauf, was andere Leute gerade im Kopf haben.

Max Czollek: Audre Lorde, eine schwarze Lyrikerin und Wissenschaftlerin aus den USA, hat mal gesagt: »We were never meant to survive.« Ich hatte es eine Weile als Zitat für mein zweites Buch vorne stehen; aus bestimmten Gründen habe ich es dann herausgenommen, aber es ist das inoffizielle Zitat, weil ich das Gefühl habe, das ist eine Sache, die uns auch zu Verbündeten macht. Das spielt sowohl hier im Kompetenzzentrum der ZWST immer wieder eine Rolle, als auch bei unserem Desintegrationskongress und im Gorki-Theater im Allgemeinen.

Meine Arbeit am Theater ist für mich auch ein Versuch, aktiv einen Ort zu schaffen, an dem ich Leuten begegnen kann. Ich schaffe so einen Ort, damit diese Begegnung auf meinem Terrain stattfinden kann. Vielleicht sollten wir auch über Medienkompetenz noch mal nachdenken. Was sage ich? Wie sehr spreche ich über Biografie? Wie sehr erkläre ich? Mit Desintegration haben wir einen konzeptuellen Rahmen erzeugt, der wie eine Art Brandmauer wirkte oder eine Blackbox, die Leute erst mal hinnehmen mussten. Wir haben da Hitlers »Mein Kampf« verbrannt, ein Originalbuch, fast unvorstellbar. 3sat hat das mitgefilmt, und es ist nichts passiert. Das war auch darum interessant für mich, weil ich dachte, jetzt überschreite ich eine Grenze; ich fühlte mich

Ich verlasse den kolonialen Ort, der mir in dem Moment zugewiesen wird und steige aus dem Spiel aus. Das ist natürlich mit viel Angst verbunden. Was bleibt von mir übrig, wenn ich nicht mehr diese Rolle erfülle? Wer bin ich dann? Es macht wahnsinnige Angst, aber es öffnet einen Möglichkeitsraum, der unschätzbar wertvoll ist.

nicht wohl damit. Gleichzeitig hat mich dieses Gefühl total interessiert, und auf eine bestimmte Weise erreichten wir damit unser Ziel, uns abzugrenzen gegen das, was normalerweise als jüdische Repräsentation funktionieren würde. Juden*Jüdinnen, die »Mein Kampf« verbrennen, sind seltsam und passen nirgendwo so richtig rein. Das fand ich eine interessante Erfahrung.

Und zum dem Gedanken, dass ein Verlust dieser Identifikation von außen, dieser Lesbarkeit, einen Verlust der inneren Identität bedeuten könnte: Für mich ist es vor allem wichtig, alternative Anerkennungsräume zu schaffen. Es müssen keine jüdischen Räume sein, aber Räume, in denen ich mich aufhalten kann, und in denen ich bestärkt werden kann, wenn ich diese Art von öffentlicher Lesbarkeit aufgebe. Und das ist wahnsinnig wichtig, weil ein Mangel an gesellschaftlicher Lesbarkeit grundlegende, existenzielle Ängste auslöst.

Aron Schuster: Ich nehme sehr viel mit, um mich selber bei anderen Gelegenheiten zu empower. Ich glaube, es sind auch einige tolle Anregungen gekommen, die wir im Kompetenzzentrum fortsetzen können. Ich glaube, dass dieses Symposium tatsächlich eine wunderbare Plattform ist, sich selbst zu festigen und einen Raum zu schaffen, der uns darin bestärkt, diese Interventionen vorzunehmen.

VII REVIEW

MODERATION

VIKTORIJA KOPMANE

REDAKTIONELLE BEARBEITUNG

MARINA CHERNIVSKY

UND VIKTORIJA KOPMANE

Viktorija Kopmane: Beim Review wollen wir wieder Ihre Perspektiven abfragen. Was hat Sie gestern beschäftigt? Was ist Ihnen aufgefallen? Welche Gefühle, Gedanken haben überwogen? Welche Verbindungen wurden erschaffen, welche sind vielleicht nicht mehr aktuell?

Stimmen von Teilnehmer*innen: Was hier an diesem Symposium unfassbar interessant war, und das hat mich persönlich auf einen neuen Weg gebracht, ist der Punkt der jüdischen Perspektiven im wissenschaftlichen und politischen Bereich. Das Tolle an dem Tag gestern war, dass wir dann zu dem Gedanken hingeführt wurden: ›Jetzt reden nur noch wir, und wir sagen alles, was wir immer sagen wollten, und das mit einer Aggression, die hier in diesem Raum einfach jetzt mal kurz erlaubt ist!‹ Wir sind überhaupt noch nicht so weit, dass wir

eigene Ermächtigungsräume schaffen und der Welt sagen: Wir möchten einfach mal über unsere Wut sprechen, und das völlig berechtigt.

Ich freue mich sehr darüber, dass hier so viele Vertreter*innen unterschiedlicher Gruppen sind. Ich spüre diese Solidarität, und das macht mich glücklich und optimistisch. Ich glaube, wir sind im Moment gesellschaftlich an einem Punkt, wo wir unsere Reihen schließen müssen, wo wir uns nicht nur um uns selbst drehen können. Wer eine Gruppe angreift, greift die gesamte Gesellschaft an. Es ging gestern auch darum, Überlebenserfahrungen zu teilen. Das macht mich so glücklich, dass offensichtlich auch über Gruppen hinweg diese Erkenntnis wächst, dass wir uns die Hand reichen und zusammenstehen müssen.



VIII SYMPOSIUM 3

JÜDISCHE PERSPEKTIVEN AUF DIFFERENZORDNUNGEN UND ANTISEMITISMUS Subjektorientierung und Antisemitismuskritik in Bildung und Forschung

MIT MERON MENDEL (Bildungsstätte Anne Frank),
JULIA BERNSTEIN (Frankfurt University of Applied Science)
UND DANI KRANZ (Bergische Universität Wuppertal)

MODERATION
MARINA CHERNIVSKY

REDAKTIONELLE BEARBEITUNG
ROMINA WIEGEMANN
UND MARINA CHERNIVSKY

Marina Chernivsky: Mit diesem Symposium eröffnen wir nun am zweiten Tag einen Raum für Diskussion über Differenz und Sichtbarkeit jüdischer Perspektiven in der Bildung und Forschung. Auch hier ist der Begriff »Empowerment« ein Anstoß in die Richtung der Ermächtigungsidee als eine individuelle, strukturelle, institutionelle, politische Aufgabe.

Nun möchte ich die Teilnehmer*innen des Podiums vorstellen.

DANI KRANZ hat nach Abschluss ihrer Dissertation »Shades of Jewish Creation and Foundation of a Liberal Jewish Community in Post-Shoah Germany« (Summa Cum Laude) im Jahr 2009 an der University of St Andrews (Schottland) an diversen deutschen Hochschulen tätig, unter anderem war sie Professorin für Soziologie an der Hochschule Rhein-Waal in Kleve. Sie ist derzeit Senior Fellow und Projektleiterin an der Bergischen Universität Wuppertal und Direktorin von Two Foxes Consulting. Ihr akademischer Hintergrund sind die Sozialanthropologie, Sozialpsychologie und Geschichte. Ihre Expertise liegt in den Bereichen der Anthropologie der Ethnizität sowie interethnischen Beziehungen, Migrationsstudien, Sozialstrukturanalyse sowie soziorechtlichen Studien, und der Anthropologie des Rechts. In ihren Expertisen forscht und berät sie in Deutschland und Israel im wissenschaftlichen ebenso wie im angewandten Bereich.

JULIA BERNSTEIN ist Professorin für soziale Ungleichheiten und Diskriminierungserfahrungen im Fach Soziale Arbeit an der Frankfurt University of Applied Science. Julia, in deiner Arbeit kombinierst du qualitative Forschungsmethoden mit alternativen Kunstmedien, das heißt, du bist Künstlerin und Forscherin. Deine Forschungsschwerpunkte sind vor allem Migrationsprozesse,

Transnationalisierungsperspektiven und interkulturelle Fragen, sowie jüdische Identität im gesellschaftlichen Wandel und Antisemitismus. Du hast auch zu Kultur- und Nahrungssoziologie in deiner Arbeit geforscht.

MERON MENDEL ist Direktor der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt. Meron, du hast Geschichte und Pädagogik in Haifa und München studiert; nach deiner Promotion im Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität in Frankfurt warst du von 2007 bis 2010 als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig. Seit 2010 leitest du die Bildungsstätte Anne Frank. Es ist eine Einrichtung, die einen sehr, sehr wichtigen Stellenwert hat in der nonformalen politischen Bildung, aber auch in anderen Bereichen, seitdem du sie leitest. Du warst auch Lehrbeauftragter an der Goethe-Universität und vieles mehr.

Gestern haben wir die individualbiografische Ebene in den Blick genommen. Da sprachen Menschen aus der eigenen tiefen Perspektivität und haben sehr viel von sich preisgegeben. Das Podium heute beschäftigt sich aber mehr mit strukturellen Barrieren und Machtverhältnissen auf einer Meta-Ebene. Wir alle auf diesem Podium kommen aus der Forschung und Praxis und bringen Erfahrungen mit, die nicht nur individuelle Veränderungen umfassen, sondern auch strukturelle Einwirkungen anstreben.

In der Überschrift des Podiums tauchen Begriffe auf, die mit »Differenzordnung«, »Subjektorientierung« und auch mit »jüdischen Perspektiven« zusammenhängen. Diese drei Begriffe wollen wir hier kritisch reflektieren und ich fange mit dem Terminus »jüdische Perspektiven« an. Wer möchte dazu etwas sagen? Gibt es so etwas wie »jüdische Perspektiven«?

Meron Mendel: Durch die Auseinandersetzung mit postkolonialen Theorien ist mir deutlich geworden, dass nicht nur das, was wir als Juden*Jüdinnen erleben, Einfluss auf uns hat, sondern auch, wie wir von der Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen werden. Gerade in Deutschland spielt das eine große Rolle, wo es klare Metanarrative über Juden*Jüdinnen gibt. Es gibt aus meiner Sicht keine einheitliche jüdische Perspektive, aber es gibt sicherlich viele jüdische Perspektiven auf Antisemitismus. Ob wir es wollen oder nicht, auch wir kommunizieren mit diesen Metanarrativen und verinnerlichen sie. Die Traurigkeit ist zum Beispiel ein starkes Narrativ. Jüdisches Empowerment ist also zugleich Trauerarbeit. Hier sollten wir bewusst mit Projektionen umgehen.

Julia Bernstein: Unsere Sprache konstruiert unsere Welt. Ich habe aber keine Bedenken beim Begriff »jüdische Perspektiven«. Für mich steht »jüdisch« nicht im Widerspruch zu »sachlich« oder »fachlich«. Dennoch ruft der Begriff bei anderen Assoziationsreihen hervor: befangen, überempfindlich.

Ich möchte daher auf einen Begriff eingehen, der mehrfach gestern gefallen ist: »Überlebenswissen«. Die historischen Erfahrungen von Juden*Jüdinnen sind von Ausgrenzung gekennzeichnet – allerdings kann dies auch eine stärkende Ressource sein.

Dani Kranz: Ich frage mich, was die »jüdische Perspektive« oder genauso die »deutsche Perspektive« eigentlich ist. Ich finde es schade, »deutsch« und »jüdisch« als binär aufzustellen. Wir sind hier am Podium vier israelische Staatsbürger*innen mit unterschiedlichen jüdischen Hintergründen. Ich habe zwei jüdische und zwei nichtjüdische Großeltern, deswegen habe ich auch kein Problem damit, zu sagen, dass ich Deutsche bin. In Interviews reagierte ich mittlerweile gereizt, wenn die Frage kommt: »Wie fühlen Sie sich als Jüdin in

diesem Land?« Warum fragt mich nie jemand, wie ich mich hier als Deutsche fühle? Das wird mir von außen einfach abgesprochen. »Sie sehen aber nicht jüdisch aus«, kommt dann häufig. Darauf reagiere ich mit Sarkasmus. Die jüdische Perspektive ist für mich eine Chance zu sagen, dass ich als ganzer Mensch wahrgenommen werden will, und nicht in Kategorien gesteckt werden.

Studierende fragen mich häufig: »Warum darf ich nicht sagen, dass ich stolz bin, Deutsche*r zu sein?« Ich frage dann zurück: »Wie fühlen Sie sich denn, wenn ich jetzt sage, ich bin stolz, Israelin zu sein?« Das führt bei den Studierenden zu Irritation, denn sie müssen dann dekonstruieren, was innerlich bei ihnen abgeht.

Bei der Einstellung, stolz auf Deutschsein zu sein, spielt bei mir auch die Erfahrung aus einer Art embodied Jewish perspective mit. Ich bin das Kind oder die Enkelin der Überlebenden *und* des deutschen Widerstandes. Beim Hurra-Patriotismus kommen bei mir eher Traumatisierungen hoch als Freude. Ein Fußballspiel, bei dem die Leute munter ihre Nationalhymne grölen, finde ich angstausslösend, weil hier ein normatives Kollektiv gebildet wird, das sich durch starke Ausschlusskriterien definiert.

Bei meinem Forschungsprojekt »Israelis in Deutschland«¹ war es mir sehr wichtig, dass wir ein gemischtes Team sind. Ich bin auf einen Kollegen zugegangen, der sich mit israelischer Immigration in die USA befasst hat: Ich wollte nämlich eine solche Studie für Deutschland initiieren. Ich bin in Köln geboren und aufgewachsen, war aber nie Mitglied in einer jüdischen Gemeinde. Ich kannte immer viele Israelis, weil die Kölner Universität mit der Universität Tel Aviv und Wingate² im Studierendenaustausch stand. Das heißt, mein Input war immer mehr von Israelis als von lokalen Juden*Jüdinnen geprägt – eine

1 <https://www.bertelsmannstiftung.de/de/publikationen/publikation/did/israelis-in-berlin-1/>

2 ausführen

andere Perspektive als die der jüdischen Gemeinde, die zugleich eine »Überlebendengemeinde« war. Aus meiner Familie kannte ich aber auch diese Perspektive, und die Reflexion dieser verschiedenen jüdischen Erfahrungen spiegelt sich in meiner Forschung wider. Soweit die Geldmittel es zulassen, möchte ich in Bezug auf die Selbstidentifikation grundsätzlich gemischte Teams haben: Menschen, die sich kategorisch als Deutsche sehen, die sich als Israelis sehen, als Juden*Jüdinnen und Nicht-Juden*Jüdinnen.

Als Forscher*innen in Bezug auf die israelische Migration sind wir davon ausgegangen, dass die Schoa eine größere Rolle spielen würde. 80 Prozent unserer Forschungsteilnehmer*innen haben jedoch geantwortet: »Das spielt kaum eine Rolle in unserem täglichen Leben.« Durch qualitative Interviews wollten wir dann herausfinden, was das bedeutet. Es hat sich gezeigt, dass viele sich so eine Art »Denkmalsblindheit« angeeignet haben, passend zum Narrativ »L'Olam lo od«, »Ich will nie mehr Opfer sein«.

Unsere eigenen Identitäten als Forscher*innen und Individuen wurden hier ebenfalls stark aktiviert. Gleichzeitig nahmen unsere Teilnehmer*innen uns als Forscher*innen unterschiedlich wahr. Es zeigte sich daran, dass die Antworten der gleichen Interviewpartner*innen abhängig davon, wer sie befragte, variierten. Einer amerikanisch-israelisch Forscherin wurde immer wieder gespiegelt, dass die Immigration nach Deutschland ein Abenteuer ist. Für jemanden, der hier geboren und aufgewachsen ist, ist Deutschland alles, nur kein Abenteuer, viel zu viel Struktur und Bürokratie. Das Gegenüber hat also Einfluss auf die Konstruktion der eigenen Identität in einer Interviewsituation. Dennoch ist es wichtig, das Deutsche und das Jüdische nicht zu essentialisieren, sondern stets auseinanderzunehmen und zu dekonstruieren.

Marina Chernivsky: »Jüdische Perspektiven« können ein geteiltes Wissen bedeuten, aus dem wir schöpfen, aber wir verfügen dennoch über höchst unterschiedliche historische und soziale Erfahrungen. Als Minderheit muss ich beispielsweise permanent mehr Identitätsarbeit leisten als die Mehrheit.

Hier wurde soeben von der Strategie der Multiperspektivität gesprochen, die uns helfen kann, aus hegemonialen Machtstrukturen aktiv und selbstbestimmend herauszutreten. Auch die Strategie einer bewussten Dekonstruktion von binären Zuschreibungen ist stärkend, auch wenn diese einer permanenten Selbstermächtigung bedarf. In der Forschung geht es dann um multiple Perspektiven und Subjektorientierung. Es ist wichtig, selbst gewählte Zugehörigkeiten anzuerkennen und in die Analyse einzubeziehen. Es wird also versucht, mit diesen Selbstverständnissen, und nicht mit akzeptierten Kategorien zu arbeiten.

Meron Mendel: Was wir alle gemeinsam haben, ist die Aufgabe, durch unsere Projekte gegen hiesige Normalitätsvorstellungen zu arbeiten. Unsere Haltung zur Normalität wird bewundert, bestaunt oder löst einen Abwehrmechanismus aus. Meine Kinder gehen in eine aufgeklärte Kita. In diesem Sinne wurden wir als jüdische Eltern gebeten, ein Chanukka-Fest für alle Kinder zu gestalten. Wir kommen also an dem besagten Tag mit Latkes, Sufganiyot und Dreidel zum Morgenkreis. Dort wird den Kindern dann erklärt: »Wir sind gerade in der Adventszeit, in der wir jeden Tag eine Überraschung haben. Die heutige Überraschung ist das Chanukka-Fest.« Das hat mich sprachlos gemacht. Danach habe ich versucht, diese Situation mit der Kita-Leitung zu thematisieren. Sie konnte nicht verstehen, was das Problem ist.

Bei diesem Beispiel sind wir weit entfernt von Antisemitismus als Absicht. Es geht eher um Normalitätsvorstellungen, die von Mehrheiten und Minderheiten unterschiedlich

erfahren werden. Weihnachten ist die Normalität. Es wird nicht als christlich, sondern als gesamtgesellschaftlich dargestellt. Chanukka dagegen ist eine Besonderheit, ein exotisches »Geschenk«. Ich würde das Problem gern größer fassen. Es geht nicht um dezidierten Antisemitismus, auch nicht um Philosemitismus, sondern allgemein darum, wie wir unsere Gesellschaft verstehen. Genau an dieser Stelle sind Allianzen und Verbindungen mit anderen Gruppen wichtig, die ebenfalls nicht zur »Normalität« gehören.

Marina Chernivsky: Es ist ein sehr wichtiger Punkt. Wir sprechen hier in der Tat nicht von einem intentionalen Antisemitismus, sondern von Differenzvorstellungen und ausgrenzenden Praxen antisemitischer Identitätsordnungen.

Dani Kranz: An deutschen Unis werden jüdische Themen auf mich abgewälzt, ob ich es will oder nicht. Das nervt mich teilweise wirklich, weil ich mich primär als Anthropologin sehe und nicht als Jewish Studies Person. Ich arbeite zwar mit Juden*Jüdinnen, aber ich arbeite auch mit NichtJuden*Jüdinnen. Ich habe auch Antisemitismuserfahrungen gemacht unter Fachkolleg*innen der Anthropologie. Da ging es allerdings weniger darum, dass ich Jüdin bin, sondern darum, dass ich israelische Staatsbürgerin bin.

Die Konferenz der Amerikanischen Anthropologischen Gesellschaft letztes Jahr war diesbezüglich ein reines Fiasko. Es ging um die Boykottmaßnahmen gegen Israel. Die Israelis und die Palästinenser*innen, die da waren, haben zum großen Teil gegen den Boykott gestimmt, aber die europäischen und amerikanischen Kolleg*innen, die wollten unsere Stimme überhaupt nicht hören. Ich hatte dann das Vergnügen, mit sieben Kollegen auf einem Panel zu sitzen, die alle BDS-Sticker trugen. Es war ihnen komplett egal, was ich gesagt habe, wo ich politisch stehe oder was ich von den

Kritikpunkten, die sie hervorgebracht haben, halte. Ich bin qua Staatsbürgerschaft abgeurteilt worden. Es waren althergebrachte Antisemitismen, die dort sichtbar wurden. Das waren europäische und amerikanische Professor*innen, die ihre jüdischen Student*innen auf eine pervertierte Weise instrumentalisiert haben. Studierende von 18 oder 19 Jahren trugen T-Shirts, auf denen stand: »I'm a Jew who supports the boycott.« Es herrschte das blanke Unverständnis für israelische, jüdische und palästinensische Identitätsbedürfnisse. Wir waren reine Projektionsflächen, und das ist etwas, was mir in Deutschland in dieser Geballtheit bis zu diesem Vorfall noch nie begegnet ist.

Julia Bernstein: Vorurteile sind sehr resistent gegen Veränderungen, da sind emotional aufgeladen sind. Vorurteile entstehen durch starke emotionale Abneigung, die erst im Nachhinein rationalisiert wird. Gleichzeitig sind sie in der Gesellschaft verpönt; niemand möchte heutzutage als Rassist*in oder Antisemit*in bezeichnet werden. Aus diesem Grund braucht es eine Entschuldigung, oder die eigentliche Aussage wird grammatikalisch durch Nebensätze – scheinbar – abgeschwächt: »Ich habe eine jüdische Freundin, aber ...« Rassismus und Antisemitismus sind manchmal schwer zu erkennen, weil nach »legitimen« Formen dafür gesucht wird.

Marina Chernivsky: Wir haben über Differenzordnungen gesprochen, und ich würde jetzt gerne den Begriff »Subjektorientierung« zu eurer Arbeit in Beziehung setzen. Meron kommt aus dem Bereich der politischen Bildung. Wie sieht du diesen Ansatz und was ist dir noch wichtig in deiner Arbeit gegen Antisemitismus?

Meron Mendel: Wir begegnen Antisemitismus und Rassismus sowohl in unserer Arbeit mit Lehrkräften als auch im Rahmen unserer Opferberatungsstelle »Response«, die Betroffene

*Es wird oftmals behauptet: »Wir haben keine Juden in der Klasse, deswegen haben wir kein Problem mit Antisemitismus.« Oder wir kennen zunehmend auch diese Äußerung: »Muslimische Schüler*innen haben ein Problem mit Antisemitismus, wir doch nicht.«*

rechter und antisemitischer/rassistischer Gewalt in Hessen unterstützt. Ich möchte die Lehrkräfte alle stellvertretend würdigen, da sie in ihrer Arbeit mit unzähligen Herausforderungen und Fallstricken konfrontiert werden. Dennoch gibt es Leerstellen, über die wir uns verständigen müssen. Es wird oftmals behauptet: »Wir haben keine Juden in der Klasse, deswegen haben wir kein Problem mit Antisemitismus.« Oder wir kennen zunehmend auch diese Äußerung: »Muslimische Schüler*innen haben ein Problem mit Antisemitismus, wir doch nicht.« Solche Äußerungen fallen sehr häufig, auch dann, wenn antisemitische Vorfälle an der Tagesordnung sind. Schimpfwörter werden ignoriert, Gewaltintentionen ausgeblendet. Jüdische Reaktionen und Perspektiven auf das Geschehen werden nicht in Betracht gezogen, auch dann nicht, wenn sie klar geäußert werden. Manchmal stellt sich heraus, dass Juden*Jüdinnen doch dabei sind, aber sich in solchen Situationen nicht zu erkennen geben wollen. Schwierig ist es ebenfalls, wenn es jüdische Schüler*innen gibt und dies in der Klasse bekannt ist. Dann werden sie als ultimative Vertreter*innen einer Gruppe markiert, oder ihre Perspektiven werden rationalisiert und unsichtbar gemacht.

Marina Chernivsky: Es hat eine gewisse Tradition. Die Perspektiven derjenigen, um die es geht, finden sich oft nicht darin wieder, was die Mehrheiten von ihnen denkt. Außerdem ist die Forschung oft »täterfixiert«. Die täterfixierte Tradition verhindert den Blick auf Wirkung von Gewalt. Das ist ein Grund, warum es bis jetzt an verlässlichen Studien zum Erleben von Antisemitismus gefehlt hat.

Dani Kranz: In Bezug auf Antisemitismuserfahrungen sind auch die soziale Klasse und der Erfahrungshorizont relevant. In Deutschland ist mir Antisemitismus nie direkt begegnet, weil ich immer offen mit meinem Jüdisch-Sein

umgegangen bin. Dinge wurden eher hinter meinem Rücken gesagt. Das ist wahrscheinlich eine relativ typische Erfahrung für diejenigen von uns, die im Grunde Identitätsbroker sind, die öffentlich sind. Anders verhält es sich mit israelbezogener Kritik, mit der werde ich direkt konfrontiert.

Marina Chernivsky: Vieles im Phänomen Antisemitismus entzieht sich zudem der traditionellen Einstellungsforschung. Antisemitismus ist tabuisiert, deshalb können wir mit rational aufgestellten Fragen wie »Würden Sie gerne einen Juden als Nachbarn haben?« nicht an die wirkliche Situation herankommen. Viele Menschen würden dann sagen, »spielt für mich keine Rolle«, aber es entspricht nicht dem eigentlichen Gefühl, und das kann durch qualitative Methoden ausgeleuchtet werden.

Meron Mendel: Ich kann dich hier nur unterstützen: Der letzte Befund der Mitte-Studie von diesem Jahr ist: »5 Prozent Antisemiten«. Aber was die Studie nicht begreift, ist: Es gibt einen bestimmten Bewusstseinszustand, der nicht mit zwei Fragen zu erfassen ist. Gleichzeitig richtet sich die Studie darauf ab, die Radikalisierung im rechten Lager zu untersuchen, nicht den Stand des Antisemitismus zu ermitteln.

Julia Bernstein: Aus vielen Berichten und Befragungen wissen wir, dass »Du Jude« ein verbreitetes Schimpfwort auf dem Schulhof ist, zusammen mit »Du Opfer« und »schwul«. Alle drei sind untereinander verbunden. Damit meint man »anders«, »schwach«, »fremd«.

Erstens: »Du Jude«. Wenn ich eine Person anspreche, sagt die Information, beziehungsweise die Illusion einer Information, die ich von mir gebe, nicht nur über den Adressaten etwas aus, sondern auch über mich. Das ist das, was Marina »Projektionsfläche« genannt hat. Welche Dichotomien sind in diesem Beispiel

vorhanden, wenn ich sage: »Du Jude«? Was sage ich über mich? Also auf jeden Fall bin ich ein »Nichtjude«. Ich bin der Nichtjude, der Normale, der Deutsche, wenn man in der binären Dichotomie »deutsch-jüdisch« denkt.

Zweitens: »Du Opfer«. Was ist das Gegenteil von Opfer? Als Absender*in dieser Nachricht habe ich die Macht über die Situation und entmachte mein Gegenüber durch die Zuschreibung der Schwäche und Ohnmacht.

Drittens: »Du Schwuler«. Hier bin ich als Absender also männlich und heterosexuell. In der Fachsprache würde das »heteronormativ« heißen. Was sagt das über die Identität der Jugendlichen aus? Welche pädagogischen Strategien sind erforderlich, um diesem Denken entgegenzuwirken?

Es geht nicht darum, die Grundmechanismen des Vergleichs an sich zu kritisieren. Wir vergleichen uns immer mit anderen Menschen, dadurch kreieren wir unsere personale und soziale Identität. Das Problem ist, dass wir durch die Grundoperation des Vergleichs zwangsläufig hierarchisieren. Es bilden sich nicht nur mehrere Parteien, sondern es wird eine Bewertung dieser Parteien vorgenommen, die gewichtet und soziale Ordnung einbringt. Die Einordnung in Mehrheits- und Minderheitspositionen ohne Selbstbestimmung bedingt eine Machtasymmetrie: Menschen, die sich in der Minderheitsposition befinden, werden im Gegensatz zu Mehrheitsangehörigen oft sehr persönliche Fragen gestellt. Zum Beispiel: »Wo kommen Sie denn her?« – »Ich? Ich bin von hier.« Es entsteht eine kommunikative Asymmetrie, in der ich etwas Persönliches preisgeben muss, nur weil die Mehrheit das von mir wissen will. Schnell richtet sich ein Zustand ein, in dem die Person über mich viel mehr weiß, als ich über sie.

Marina Chernivsky: Wer hat das Privileg, Fragen zu stellen, wie werden sie gestellt, und wie ist die Position der Befragten? Dürfen sie sich

abgrenzen? Wie oft müssen sie es tun und welche Umgangsstrategien rufen diese intimen Fragen auf? Wer ist überhaupt in der Position, eindringliche Fragen im Alltag beantworten zu müssen? Welche Optionen stehen zur Verfügung und welche werden möglicherweise aufgezwungen? Welche Rollen werden verteilt? Geht es hier nicht um zugewiesene Identitätsordnungen, die mit Platzzuweisungen verbunden sind? Wie breche ich aus diesen Verkettungen aus? Sind die Subjektorientierung und Empowerment mögliche Lösungsoptionen?

Eine systematische Einbeziehung der Betroffenenperspektiven ist ein Paradigmenwechsel. Diesen gilt es zu stärken und auszubauen. Der Blick auf Erfahrungsdimensionen jüdischer Menschen ist eine bahnbrechende Weiterentwicklung der Forschung und Bildung zum Antisemitismus. Damit wird eine Leerstelle bedient. Und das hat weitreichende Konsequenzen für die konzeptionellen und theoretischen Fragen auch im Bildungsbereich. Wie werden weitere Studien konzipiert? Vielleicht sind wir auf dem Weg zu einer Möglichkeit der Deutungshoheit, die den Menschen überlassen wird – dazu, was unter einem Phänomen zu verstehen ist, auch selbst beitragen zu dürfen; selbst entscheiden zu dürfen.

Fragen und Reaktionen der Teilnehmer*innen:

Ich spreche jetzt zuerst persönlich und dann eher auf einer Metaebene. Als Transperson werde ich immer mit einer Grenzüberschreitung konfrontiert, wenn Leute mich ausfragen zu meinem Geschlecht, meiner sexuellen Orientierung. Es sind intime Fragen, die ich niemals in einem ersten Kontakt mit irgendjemanden besprechen will, aber immer wieder muss ich mich dazu verhalten. Ich bin damit häufig konfrontiert, weil ich ständig neue Leute kennenlerne; und ich erzähle das jetzt, weil ich das mit euch teilen möchte. Ich habe gelernt, diese Fragen so aufzugreifen, dass ich dann nicht nur als Person, sondern auch als Expert*in

wahrgenommen werde. So habe ich eine Rolle, die mich stärkt. Ich wende die Fragen zu meiner Person um in »wie möchte ich mit dir reden?« oder »wie möchte ich, dass du mit mir redest?« und definiere so die Situation. Sonst muss ich immer vorbildlich sein, mein Emotionshaushalt muss vorbildlich sein, ich darf nicht wütend sein, ich darf nicht überfordert sein, ich darf nicht emotionalisiert, hysterisiert sein. Ich muss bilderbuchmäßig für alle repräsentativ perfekt antworten. Und diesen Druck, den setze ich nicht mehr auf mich und ich möchte, dass auch Sie den nicht mehr auf sich setzen.

In dem Titel steht »Differenzordnung«. Auch jüdische Menschen haben ja neben jüdischen Perspektiven auch alle möglichen anderen Positionierungen und Erfahrungswerte. Es geht nicht um, »ich bin braun, ich bin schwarz, und das ist meine Identität«. Sondern: Als eine jüdische Person hat man ein bestimmtes Wissen, auch über Antisemitismus oder über Rassismus, welches diejenigen, die das nicht erfahren, nicht haben. Jede Person lebt in einer rassifizierten Welt, aber manche erfahren das negativ und manche positiv. Und ich finde, in diesem Zusammenhang ist es wichtig, diese Positionen zu kennzeichnen und zu sagen: Das ist relevantes Wissen, wichtiges Wissen, das ist Wissen, das ihr nicht habt, und das gibt es in vielen Perspektiven, in vielen Formen. Menschen mit Behinderung oder Menschen, die behindert werden, haben ein anderes Wissen über Ability und Disability, über die Macht der Strukturierung von Menschen, die als nicht gesund gelesen werden. Deswegen ist es unsere Aufgabe, die Asymmetrien sichtbar zu machen. Und noch etwas: Der Aspekt von Trauer ist in jeder Empowerment-Arbeit drin. Ich glaube, in Empowerment-Arbeit wird immer der Punkt kommen, wo es dann über einen hereinbricht: »Wo war das die ganze Zeit über?« Und zwar nicht nur für mich persönlich in meinen 34

Lebensjahren, sondern in den letzten paar Jahrhunderten, und wie geht es weiter für die nächsten paar Jahrzehnte, und wo ist Änderung in Sicht? Und diese Trauer ist ein ganz wichtiger Motor dafür, gestärkt daraus hervorzugehen. Es ist aber auch total wichtig, dass wir das nicht alleine machen, weil es einfach extrem schmerzvoll ist.

Meron Mendel: Ich sehe hier auch ein wichtiges Spannungsfeld zwischen der Abwehr von Essentialisierung und dem Verständnis, dass bestimmte Perspektiven fehlen. Wie kann man gleichzeitig diese Abwehr von Essentialisierung und Zuschreibung haben und trotzdem aus dieser Perspektive sprechen? Das ist eine richtige Herausforderung. Es gibt sehr viel Literatur zur Kontakthypothese: Wenn wir *anderen* begegnen, dann werden wir toleranter. Diese These hat aber eine Einschränkung: Es wird nicht funktionieren, wenn es in einem Otherring-Setting passiert. Mit der Re-Präsentation der jüdischen Perspektive – beispielsweise bei inszenierten (intergruppalen) Begegnungen – bedeutet es: Jetzt bringen wir ein Exemplar rein, damit ihr lernt, dass diese Person normal ist. Der Subtext lautet: Eigentlich ist die Person doch *nicht ganz normal*. Ich habe Bauchschmerzen damit, weil es eben *nicht* die Perspektive bringt, sondern das ist *genau* die Bestätigung eines essentialistischen Identitätsbegriffs.

Marina Chernivsky: Mit diesem Tagungsraum haben wir bewusst dort Akzente gesetzt, wo es eher ein Schweigen gibt, als ein Sprechen. Über die gemeinsame Reflexion, den Dialog und coalition building können wir vieles anstoßen.



IX SYMPOSIUM 4

OPEN SPACE AND FUTURE LAB

Forum für Ideen und
Networking

MODERATION
ANJA OLEJNIK

REDAKTIONELLE BEARBEITUNG :
MARINA CHERNIVSKY
UND VIKTORIJA KOPMANE

Anja Olejnik: Wir haben über das Sichtbar-Sein und Sichtbar-Werden gesprochen, über Selbstbilder, über jüdische Perspektiven, über Lebensstrategien und Lebenswissen, Empowerment und Verletzlichkeiten, und darüber, was uns bewegt und inspiriert, und was uns stärkt. Wir waren teilweise wütend und fanden das auch gut so, wir waren auch mal aggressiv oder leidenschaftlich. Ich hatte den Eindruck, dass das sich sehr gut angefühlt hat, und dass das sehr gut ankam – bei mir persönlich auch.

Aber was ich hier vor allem gehört habe, auch in den Kaffeepausen und in vielen Gesprächen, war Dankbarkeit dafür, dass es diesen Raum gibt, und dass wir uns in diesem Raum, wo wir uns wohlfühlen, austauschen konnten. Ich habe aber auch mehrmals gehört: »Das ist alles toll und schön, dass wir uns austauschen können und dass wir uns hier stark fühlen, aber was passiert jetzt? Was passiert, wenn wir diesen Raum verlassen? Was machen wir als nächstes?« Da ist eine Hoffnung, dass dann tatsächlich etwas passiert. Darüber möchten wir uns jetzt unterhalten, über Fragen wie »Was passiert später? Mit wem und wie kann ich etwas tun? Was steht mir zur Verfügung, und was nicht? Was möchte ich?«

Wir möchten Ihnen für eine Stunde den Raum für einen Austausch bieten, für ein Gespräch über Ihre Ideen, Wünsche, Träume und konkrete Vorschläge. Dabei werfen wir einen Blick auf Ressourcen, und vor allem auf Bündnisse und Koalitionen. Wir haben für Sie vier Fragen. Die werde ich jetzt vorlesen, sie stehen aber auch auf diesen vier Pinnwänden.

Schreiben Sie bitte Ihre Ideen dazu auf. Ich bitte alle, jede Frage zu beantworten. Das müssen keine großen Texte sein, einfach ein paar Stichwörter. Danach möchte ich Sie bitten, jeweils eine Frage auszusuchen und diese in Gruppen zu diskutieren.

Die erste Frage ist: Welche Auseinandersetzungen mit Antisemitismus, Rassismus u. Ä.,

und welche Empowerment-Räume gibt es schon?

Die zweite Frage ist: Welche Räume und Strategien werden noch dazu gebraucht? Was soll noch entwickelt werden?

Die dritte Frage ist: Welche Ressourcen brauchen wir dafür und wie können wir diese Ressourcen bündeln?

Die vierte Frage ist: Welche Koalitionen wollen oder können wir schließen?

Antworten auf die 1. Frage: »Welche Auseinandersetzungen mit Antisemitismus und Empowerment-Räume gibt es schon?«

Limmud Diversity Group, die Gesamtelternvertretung der Nelson-Mandela-Schule, ZWST, Social Media, Seminarreihe, meine Arbeitskolleginnen, KiGA e.V., Seminare und Projekte vom Kompetenzzentrum, Workshops, Literatur, Internet, Skandalisierung antisemitischer Vorfälle, Meldestelle RIAS, Opferberatungsstellen, Media Work, Schlagfertigkeit, Workshops, persönliche Gespräche, autonome Strukturen zu politischen Auseinandersetzungen, »offizielle« Safe Spaces oder »inoffizielle« geschützte Räume, normenkritische Schule, historische Bildung.

Antworten auf die 2. Frage: »Welche Räume beziehungsweise Strategien werden noch gebraucht?«

Kommunikation, Begegnungen, sensible Orte, mehr Vernetzungen, intersektionale Autauschräume, solidarische Antidiskriminierungsstellen. Mehr Verständnis dafür, was Antisemitismus ist. Andere Branchen sollten involviert werden, z. B. Medizin oder Wirtschaft. Theater. Roundtables. Performances. Diversity-Gruppen in Schulen. Möglichkeiten für Nicht-Juden*

Jüdinnen, jüdische Perspektiven bzw. Wissen kennenzulernen, nach der Zielgruppe ausgerichtete Programme, Elterninitiativen.

Stimmen zu der 3. Frage: »Welche Ressourcen brauchen wir, und wie können wir diese Ressourcen bündeln?«

Teilnehmer*in: Wir haben erst mal darüber diskutiert, worauf antworten wir hier gerade, wenn da nur steht ›Welche Ressourcen brauchen wir dafür?‹ Mir war das ›wir‹ ganz wichtig, weil die Antworten sehr persönlich waren – was braucht der einzelne Mensch? – die innere Kraft, die Offenheit, Achtsamkeit, Respekt, lauter Dinge, die der einzelne Mensch mitbringen muss, um da eine Ressource zu haben.

Was ganz toll an unserer Diskussion war – einer sagte: ›Im Umgang mit Antisemitismus brauche ich eigentlich nur ein Werkzeug, wie z. B. Aikido, dass, wenn der Gegner auf mich zukommt, ich seine Energie nehme und zurückgebe, transformiere.‹ Das hat mir sehr gut gefallen.

Dann ging es darum, ob wir Multiplikator*innen brauchen, ob diese eine Ressource sind? Und wir sagten eher ja, da der Erfahrungshorizont der Profis in Bildung und anderen relevanten Bereichen erweitert werden muss.

Teilnehmer*in: Jemand hat an ein Vertrauenstelefon gedacht. In Dortmund gibt es so etwas, aber es müsste bundesweit nutzbar gemacht werden.

Außerdem brauchen wir trotzdem Leute vor Ort, wir brauchen zur Bündelung auch die Organisationen auf inoffizieller Basis, z. B. Facebook-Gruppen. Meines Wissens müsste es da eigentlich schon genug geben. Das Blöde ist, sie sind sehr schwer aufzufinden, weil die meisten von denen zumindest beitriffspflichtig sind, wenn nicht sogar geheim. Sprich, es braucht irgendwo Listen von solchen Gruppen oder die Möglichkeit, sich an jemand Bestimm-

tes zu wenden. Weiterhing ganz wichtig: Bei der Finanzierungsbeschaffung besteht das Problem, dass gerade die Neuanfängenden wenig Überblick haben und schon gar keine ›Best Practices‹ im Anwerben von Euromitteln kennen.

Leider werden die Kenntnisse darüber, die beispielsweise beim BJSD vorhanden sind, sehr selten weitergegeben. Etwas besser läuft es bei Nevatim von der Jewish Agency. Trotzdem haben nicht alle die Zeit, zu den jeweiligen Seminaren hinzufahren; sprich, diese Informationen sollten sinnvoll online gebündelt werden.

Anja Olejnik: Was sich in den Antworten oft wiederholt ist z. B. »Netzwerkausbau und noch mehr Begegnungen«, oder auch »Räume, Seminare und Möglichkeiten, sich auszutauschen.« Es geht um die Gründung von Kindergärten, Schulen, Diversity-Gruppen, Foren, Tagungen, Kooperationen. Die einzelnen Beiträge handeln auch von Initiativen im Kontext der Flucht und Migration, in den sozialen Netzwerken, Bildungsinstitutionen, Unis, Schulen. Netzwerkausbau ist der zentrale Aspekt, der sich als roter Faden durch die Gespräche zieht.

Marina Chernivsky: Bei diesem Symposium, vor allem beim letzten Part – Ressourcenbündelung und Koalitionsbildung – geht es vor allem um zwei Ebenen. Eine Ebene ist die Reflexion über den eigenen Standort und die eigene Positionierung hinsichtlich der Bedarfe und Ressourcen: Wo bin ich eingebunden und eingebettet? was nutze ich? was steht mir zu? Was werde ich (noch) brauchen? was kann ich anderen geben? Die andere Ebene ist die Ressourcenanalyse institutioneller Art: Was kann ich nutzen, um voranzukommen und Netzwerke, Initiativen und Koalitionen – die ja so wichtig sind anzustoßen und aufzubauen?

Das sind die zwei Ebenen, die uns bei der Konzeption des letzten Symposiums beschäftigt haben. Wenn ich mir die erste Tafel anschau-

dann fallen mir Begriffe auf wie *Schutzräume*, *Safe Spaces*. Bei der zweiten Tafel sehe ich ganz deutlich die Begriffe *Intersektionalität*, *Sichtbarmachung*, *kritische Bewusstwerdung*, *Schaffung des Problembewusstseins*. Bei beiden spielt der Begriff der Selbstermächtigung eine zentrale Rolle. Bei der dritten Tafel geht es um die personellen Ressourcen: um die innere Kraft und das, was ich als Person und Mensch brauche, um aus mir heraus Veränderungen herbeischaffen. Gleichzeitig gab es auch Überlegungen: »Ja, aber es gibt ja noch andere Unterstützungsmöglichkeiten, Bündnisse, die nicht nur aus mir heraus entstehen müssen, die ich aber generieren kann.« Bei der vierten Tafel ging es explizit um die Frage: »Wenn ich weiß, weiß ich brauche, wo kann ich mir Unterstützung holen, um das umzusetzen?«

Das Kompetenzzentrum schafft sichere Räume, aber es bildet auch andere aus und verbindet zwischen Gruppen, Betroffenen, Expert*innen und vielen anderen Akteur*innen, die sich gegenseitig stärken und stützen können. Daraus schöpfen wir unsere Ressourcen.

Teilnehmer*in: Ich habe es als einen sehr schönen und sehr offenen Raum erlebt. Ich frage mich, wie das als jüdischer Empowerment-Raum funktioniert hat, weil auch viele nicht-jüdische Menschen da waren. Ich finde aber – grade in Zeiten, wie wir sie jetzt seit längerem haben – ist es total wichtig, dass wir uns vernetzen. Es ist total cool, wenn es einerseits diese geschlossenen Räume bzw. Safe Spaces gibt, die total unerlässlich sind. Es braucht aber auch eine gewisse Form von Mut, um sich für andere Perspektiven und andere Leute und andere Erfahrungen zu öffnen – das birgt immer ein gewisses Risiko.

Teilnehmer*in: Ich habe das Gefühl, dass es ein ziemlich cooler Auftakt geworden ist. Was nicht in allen Räumen eine gängige Praxis ist, ist tatsächlich eine intersektionale Perspektive,

eine intersektionale Praxis. Vorhin kam auch die Frage: Was sind denn diese jüdischen Perspektiven? Weil wir hier einige gesehen haben, aber keine von Leuten, die z. B. im Rollstuhl sitzen oder in Gebärdensprache sprechen o. ä.

Teilnehmer*in: Was mir besonders positiv in Erinnerung geblieben ist, ist, dass diese Offenheit nicht abgebrochen ist. Ich habe nie einen Punkt mitbekommen, an dem irgendwann mal gesagt wurde: ›So, jetzt ist aber mal Schluss hier, jetzt ist aber mal gut!‹ – was sonst einfach überall irgendwann mal passiert.

Teilnehmer*in: Ich finde es ganz spannend, dass das als etwas Besonderes gesehen wird, dass wir über die Grenzen hinweg kommunizieren sollen. Ich frage mich immer, ob das wirklich eine Frage ist; für mich ist das überhaupt keine. Ich muss nicht fragen, ob es mich was angeht, wenn jemand in der S-Bahn ruft: ›Ja, da vorne läuft der Schwuli wieder!‹ Natürlich geht mich das an! Das ist ja auch meine Gesellschaft, und darauf muss ich reagieren – und zwar nicht als Jüdin und nicht, weil ich selber diskriminiert wurde, sondern weil es einfach nicht geht. Deshalb bin ich so dankbar, dass ihr diesen Raum geöffnet habt. Ich habe wieder wahnsinnig viel gelernt, weil ich im Alltag ja nicht alle Perspektiven mitkriege. Woher denn? Man kann sich nur bemühen, sich einzufühlen oder irgendwo sich was anzueignen.

Teilnehmer*in: Wir landen immer wieder bei den selben Punkten, und das müssen wir uns in unseren Inseln, in denen wir uns ja auch oft befinden, wirklich bewusstmachen und sagen: Das ist die jüdische Perspektive. Ich werde ja auch immer als Jüdin gefragt, aber ich wehre mich dagegen. Ich will auch nicht über Antisemitismus sprechen. Ich möchte über Diskriminierung sprechen, und Antisemitismus ist ein Teil davon – aber wir haben ein viel größeres Problem und das wird einfach immer lauter,

und dagegen müssen wir etwas machen. Ich habe gestern Abend gemerkt, ich bin ganz anders von der Körperhaltung nach Hause gegangen, weil mir das so unglaublich guttat, und heute auch wieder so unglaublich guttut, und dafür möchte ich einfach nochmal Danke sagen.



X THEMATISCHE ERFAHRUNGSRÄUME

Thematischer Erfahrungsraum (1)

Die Heimat der Heimatlosen

Lana Lux (Chudnovska), 52schabbatot

52schabbatot ist ein Projekt, in dem Lana Lux ihrer Strategie der Selbstermächtigung über die eigene Identität nachgeht. Seit Anfang 2016 führt sie einen einjährigen Selbstversuch durch und hält in dieser Zeit alle jüdischen Feiertage und Schabbatot ein. Sie verarbeitet das Erlebte in Form von Kurzgeschichten, Essays und Tagebucheinträgen und veröffentlicht sie auf ihrem Blog. Aus diesen und weiteren Texten wird im Herbst 2017 eine Bühnenperformance entstehen.

Einen dieser Texte, BERLIN, HEIMAT DER HEIMATLOSEN, der bei einer Lesebühne mit dem zweiten Platz geehrt wurde, wird Lana Lux vortragen und zur Diskussion stellen. Im Anschluss gibt es die Möglichkeit, im Rahmen eines von ihr angeleiteten Schreibworkshops selbst kreativ zu werden.

Mehr Informationen unter:
<https://52schabbatot.wordpress.com/>

Thematischer Erfahrungsraum (2)

Deutsch-jüdische Blogosphäre

**Juna Grossmann,
Blog irgendwiejuedisch.com**

Chajm Guski schrieb 2009 in einem ersten Überblick über die deutsch-jüdische Blogosphäre, dass das Themenspektrum weit ist, es um viel geht, selten aber um Antisemitismus. Wie sieht es heute, acht Jahre später aus? Welche Erfahrungen machen die Blogger, die ihr Leben und ihre Gedanken im Netz teilen? Hat sich im Zuge des immer öffentlicher werden des Hasses auf andere Gruppen etwas geändert und wie beeinflusst es uns? Gibt es erfolgreiche Strategien im Umgang mit Hass im Netz? Aus eigener Erfahrung und dem Feedback anderer Blogger gibt Juna Grossmann einen Überblick darüber und betrachtet die Möglichkeiten und Chancen, die die jüdische Sicht auf die Dinge im Netz unserer Gesellschaft bieten kann.

Mehr Informationen unter:
www.irgendwiejuedisch.com

Thematischer Erfahrungsraum (3)

Zivilgesellschaftliche Erfassung antisemitischer Vorfälle in Berlin

Benjamin Steinitz, Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus (RIAS)

Die Herangehensweise der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus (RIAS) Berlin orientiert sich einerseits an den etablierten Arbeitsweisen der Opferberatungsstellen und andererseits an den spezifischen Bedürfnissen jüdischer Gemeinschaften in Deutschland. Der Erfahrungsraum vermittelt Ziele, grundlegende Prinzipien und Aspekte der täglichen Arbeit als zivilgesellschaftliche Meldestelle für antisemitische Vorfälle. Darüber hinaus werden erste Befunde hinsichtlich der Qualität antisemitischer Vorkommnisse und des Umgangs von Seiten der Betroffenen vorgestellt.

Mehr Informationen unter:
<http://www.mbr-berlin.de/aktuelles/grundung-der-recherche-und-informationsstelle-antisemitismus-rias/>

Thematischer Erfahrungsraum (4)

»Ist Jude ein Schimpfwort?«

**Marina Chernivsky,
Kompetenzzentrum, ZWST**

Über viele Jahre wurde Antisemitismus in Deutschland als ein historisches und somit vergangenes Phänomen betrachtet. Der Anstieg rechtsextremer und antisemitisch motivierter Gewalt sowie die Verbreitung und zunehmende Akzeptanz antisemitischer Ressentiments verweisen jedoch – ebenso wie die Ergebnisse einer Vielzahl von Studien – auf gegenwärtige Erscheinungsformen von Antisemitismus. So ist z. B. »Du Jude« auf vielen Schulhöfen ein häufig benutztes Schimpfwort. Die Klärung solcher Vorfälle bedarf einer tieferen Betrachtung und kann nicht allein durch moralischen Appell gelöst werden. Im Rahmen des Erfahrungsraumes können ausgewählte Präventionsansätze im Umgang mit aktuellem Antisemitismus vorgestellt und Fragen der Gruppe diskutiert werden.

Mehr Informationen unter:
www.zwst-perspektivwechsel.de

Thematischer Erfahrungsraum (5)

Empowerment durch mediale Sichtbarmachung

Sharon Adler, AVIVA-BERLIN

Das im Jahr 2000 von Sharon Adler gegründete Frauen-Online-Magazin AVIVA-BERLIN setzt sich unter anderem für interkulturelle Verständigung und gegen Rassismus und Antisemitismus ein. AVIVA-BERLIN tritt Klischeebildern und speziell Antisemitismus in Medien und Alltag vehement entgegen. Die Sichtbarmachung jüdischer Frauenbiographien auf AVIVA-BERLIN ist in diesem Zusammenhang ein wichtiges Element. Darüber hinaus ist die Bildung von Netzwerken, die den innerjüdischen sowie den interkulturellen Dialog – insbesondere zwischen Frauen – ermöglichen, für die

Arbeit von AVIVA-BERLIN von zentraler Bedeutung. Die Förderung jüdischer Frauen in Wissenschaft und Kunst ist Sharon Adler, die auch Vorstandsvorsitzende der Stiftung ZURÜCKGEBEN ist, ein besonderes Anliegen, das sich auch in der Arbeit von AVIVA-BERLIN widerspiegelt. In diesem Erfahrungsraum werden diverse Möglichkeiten zivilgesellschaftlichen Engagements gegen Antisemitismus am Beispiel der Arbeit von AVIVA-Berlin diskutiert. Der Erfahrungsraum ist auch ein Forum für einen Austausch über die persönliche Erfahrung von Antisemitismus, die, wie im Falle der Entstehungsgeschichte von AVIVA-BERLIN, ein Motiv für ein entsprechendes Engagement darstellen kann.

Mehr Informationen unter:
www.aviva-berlin.de und
www.stiftung-zurueckgeben.de

XI REFERENT*INNEN des Fachsymposiums

ADLER, SHARON wurde in West-Berlin geboren und ist seit 30 Jahren Fotografin. Im Jahr 2000 gründete sie das Frauen-Online-Magazin AVIVA-Berlin, das sich unter anderem für interkulturelle Verständigung und gegen Rassismus sowie Antisemitismus einsetzt. Sharon Adler initiiert immer wieder Projekte, darunter »Writing Girls. Jüdische Frauengeschichte(n) in Berlin« oder zuletzt das Schreib- und Dialogprojekt »Schalom Aleikum« für muslimische und jüdische Frauen. 2012 wurde sie mit dem Berliner Frauenpreis ausgezeichnet. Seit 2013 ist Sharon Adler ehrenamtlich im Vorstand der Stiftung ZURÜCKGEBEN.
✉ sharon@aviva-berlin.de

BECK, VOLKER ist Kölner Bundestagsabgeordneter für Bündnis 90/Die Grünen. Seit 1994 ist er Mitglied des Deutschen Bundestags und Sprecher seiner Fraktion für Migrations- und Religionspolitik. Zudem ist er Vorsitzender der Deutsch-Israelischen Parlamentariergruppe des Deutschen Bundestages. 2015 erhielt Volker Beck den Leo-Baeck-Preis des Zentralrats der Juden in Deutschland. 2002 erhielt er für seinen Kampf für die Entschädigung der Opfer des Nationalsozialismus das Bundesverdienstkreuz am Bande.

BERNUTH, RENÉ ANDRÉ Verwaltungsfachwirt, seit vielen Jahren im Bereich der Integration und Gewaltprävention im Sport tätig. Vizepräsident der Deutschen Soccer Liga e.V. Seit 2007 für die Verwaltung des Modellprojekts

»Perspektivwechsel« und ab 2015 für die Koordination im Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment sowie für »Perspektivwechsel Plus« der ZWST zuständig.

✉ bernuth@zwst-kompetenzzentrum.de

BERNSTEIN, JULIA ist Professorin für Soziale Ungleichheiten und Diskriminierungserfahrungen im Fach Soziale Arbeit an der Frankfurt University of Applied Sciences. In ihrer Arbeit kombiniert sie qualitative Forschungsmethoden (Ethnographie und Biographieforschung) mit alternativen Kunstmedien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Migrationsprozesse durch Transnationalisierungsperspektiven, Interkulturalitätsfragen, Jüdische Identität im gesellschaftlichen Wandel und Antisemitismus, Stereotypisierungs- und Ethnisierungsprozesse, Rassismen in den Institutionen, visuellen Medien und im Alltag, materielle Kultur und Nahrungssoziologie.

✉ bernstein.julia@fb4.fra-uas.de

BLOCH, BENJAMIN M.A. Pädagogik, Direktor der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST e.V.). Mitglied des Gemeinderates der Jüdischen Gemeinde Frankfurt/Main und des Vorstandes der Jüdischen Gemeinde Frankfurt/Main. Vorsitzender des Verbandes jüdischer Heimatvertriebener und Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland e.V. Seit 2005 Träger des Bundesverdienstkreuzes.

C **CHERNIVSKY, MARINA** studierte in Israel und Berlin Psychologie, Verhaltenswissenschaften und Verhaltenstherapie. Seit 2007 leitet sie das Modellprojekt »Perspektivwechsel Plus« und seit 2015 das »Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment« (ZWST). Sie engagiert sich auch als Lehrbeauftragte und Supervisorin in diversen Bildungs- und Sozialprojekten. Sie ist im Vorstand der Deutschen Soccer Liga e.V. sowie des Dachverbandes für transkulturelle Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik (DTPPP e.V.) und Mitglied im unabhängigen Expertenkreis Antisemitismus des Deutschen Bundestages.

■ chernivsky@zwst-kompetenzzentrum.de

CHUDNOVSKA, LANA (LANA LUX) kam im Alter von zehn Jahren als Kontingentflüchtling mit ihren Eltern nach Deutschland. Sie ist Wahlberlinerin, Autorin, Schauspielerin und Mutter. Aktuell arbeitet sie zusammen mit einem Künstlerkollektiv an der Theaterperformance *52schabbatot*. Dieses Projekt ist ihre Art der Selbstermächtigung über die eigene Identität. Seit Anfang 2016 führt sie einen Selbstversuch durch, bei dem sie alle jüdischen Feiertage und Schabbatot ein Jahr lang einhält. Sie verarbeitet das Erlebte in Form von Kurzgeschichten, Essays und Tagebucheinträgen und veröffentlicht sie auf ihrem Blog *52schabbatot.wordpress*. Aus diesen und weiteren Texten wird im Herbst 2017 eine Bühnenperformance entstehen.

■ 52schabbatot@gmail.com

CZOLLEK, MAX wurde in Berlin geboren. Diplom Politikwissenschaften, bis 2016 Promotion am Zentrum für Antisemitismusforschung, TU Berlin. Seit 2009 Mitglied des Lyrikkollektivs G13, seit 2012 Kurator des Projektes Babelsprech. Seit 2017 Teil des Herausgeber*innenkollektivs des Magazins *Jalta – Positionen zur jüdischen Gegenwart* (Neofelis Verlag). Im Mai 2016 organisierte er zusammen mit Sasha Marianna

Salzmann »Desintegration. Ein Kongress zeitgenössischer jüdischer Positionen« am Maxim Gorki Theater, der mit dem Herbstsalon 2017 fortgesetzt wird. Bisher erschienen sind die Monographien »Druckkammern« (2012) und »Jubeljahre« (2015) im Verlagshaus Berlin, zuletzt das ebook A.H.A.S.V.E.R. ebenda. Mit-Herausgeber der Anthologie »Lyrik von Jetzt 3. babelsprech« (2015 Wallstein Verlag) sowie »Desintegration. Ein Kongress zeitgenössischer jüdischer Positionen« (2017 Kerber Verlag).

F **FUNK, MIRNA** wurde in Ost-Berlin geboren, studierte Philosophie sowie Geschichte an der Humboldt-Universität. Sie arbeitet als freie Journalistin und Autorin, unter anderem für »Neon«, »L'Officiel Germany« und »Süddeutsche Magazin«, und schreibt über Kultur und ihr Leben zwischen Berlin und Tel Aviv. 2015 erschien ihr Debütroman »Winternähe«, für den sie mit dem Uwe-Johnson-Förderpreis 2015 für das beste deutschsprachige Debüt ausgezeichnet wurde.

■ mirna@mirnafunk.com

G **GROSSMANN, JUNA** hat Sonderpädagogik studiert und verfügt über langjährige Erfahrung in der Arbeit für Gedenkstätten und Museen (z. B. Blindenwerkstatt Otto Weidt, Gedenkstätte Stille Helden, Künstlerhaus Bethanien, Jüdisches Museum Berlin). Als wissenschaftliche Mitarbeiterin erstellte sie die Ausstellung »Kriegsgefangene Rotarmistinnen im KZ. Sowjetische Militärmedizinerinnen in Ravensbrück.« Seit 2009 leitet sie das Ausstellungsbüro des Dokumentationszentrums NS-Zwangsarbeit und ist dort u. a. für die Social Media Auftritte zuständig. Nebenher ist sie Beraterin für Social Media Auftritte, z. B. für die Gedenkstätte Feldscheune Isenschnibbe Gardelegen. Seit 2008 betreibt Juna Grossmann den Blog *irgendwiejuedisch.com* und engagiert sich ehrenamtlich bei *rentajew.org* und *open history e.V.*

H **HEPPENER, THOMAS** leitet das Referat für Demokratie und Vielfalt im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Er ist Lehrer und Betriebswirt und war bis 2014 Direktor des Anne Frank Zentrums.

K **KOPMANE, VIKTORIJA** B.A. Philosophie und Musikwissenschaften an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Vielfältige Erfahrung in Seminarorganisation und -durchführung im Bereich der politischen Erwachsenenbildung. Seit 2015 im Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment der ZWST.

■ kopmane@zwst-kompetenzzentrum.de

KRANZ, DANI hat nach Abschluss ihrer Dissertation »Shades of Jewish Creation and Foundation of a Liberal Jewish Community in Post-Shoah Germany« (Summa Cum Laude) im Jahr 2009 an der University of St Andrews (Schottland) an diversen deutschen Hochschulen tätig, unter anderem war sie Professorin für Soziologie an der Hochschule Rhein-Waal in Kleve. Sie ist derzeit Senior Fellow und Projektleiterin an der Bergischen Universität Wuppertal und permanent die Direktorin von Two Foxes Consulting. Ihr akademischer Hintergrund sind die Sozialanthropologie, Sozialpsychologie, und Geschichte. Ihre Expertise liegt in den Bereichen der Anthropologie der Ethnizität sowie interethnischen Beziehungen, Migrationsstudien, Sozialstrukturanalyse sowie sozialrechtlichen Studien, und der Anthropologie des Rechts. In ihren Expertisen forscht und berät sie in Deutschland und Israel im wissenschaftlichen ebenso wie im angewandten Bereich.

■ dani@danikranz.com

KUPFERBERG, SHELLY wurde in West-Berlin geboren, studierte Publizistik, Theater- und Musikwissenschaften an der Freien Universität Berlin und begann schon während ihres Studiums, als Journalistin für den öffentlich-

rechtlichen Rundfunk zu arbeiten. Neben zahlreichen Beiträgen für die ARD, moderiert sie seit über 20 Jahren Kultur- und Gesellschaftsmagazine (Deutschlandradio, ehem. radiomultikulti, Funkhaus Europa, Kulturradio vom rbb, rbb Fernsehen) und arbeitet als freie Redakteurin für Deutschlandradio Kultur. Ihre thematischen Schwerpunkte sind neben der Kultur und Literatur auch Themen wie Zivilgesellschaft, Demokratie und Partizipation, sowie Migrationsthemen. Sie moderiert neben diversen Radiosendungen hochkarätige Veranstaltungen/Preisverleihungen für Stiftungen, Ministerien, Kultureinrichtungen und Festivals.

■ shellykupferberg@gmail.com

M **MENDEL, MERON** ist Direktor der Bildungsstätte Anne Frank. Er studierte Geschichte und Pädagogik in Haifa und München. Nach der Promotion im Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität in Frankfurt am Main war er dort 2007–2010 als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig. Seit 2010 leitet er die Bildungsstätte Anne Frank / Zentrum für politische Bildung und Beratung Hessen. Zudem ist er Lehrbeauftragter an der Goethe-Universität.

■ mmendel@bs-anne-frank.de

MUELLER, KLAUS Berater für internationale Museen, NGOs und kulturelle Stiftungen. Er arbeitet für das United States Holocaust Memorial Museum (USHMM), Washington DC, als dessen Repräsentant für Europa und beschäftigt sich mit den Kernfragen des Museums: Holocaust-Dokumentation und Erziehung, Antisemitismus heute und Genozid-Prävention. Während der Konzeption der Dauerausstellung vor der Eröffnung des Holocaust Museums 1993 war er verantwortlich für die Recherche von Dokumenten, Fotos und Opferbiographien zur NS-Homosexuellenverfolgung. Er ist Kurator der USHMM Online Ausstellung *Do you remember when* und Ko-Kurator der Ausstellung *Anne*

Frank, the Writer: An unfinished story. Seit 2009 ist er Teil der US State Department Delegation für die International Holocaust Remembrance Alliance. Seit 2010 leitet er die Salzburg Global/USHMM Holocaust Education and Genocide Prevention Initiative.

✉ kmueller@ushmm.org

O OLEJNIK, ANJA ist seit 2014 Leiterin des Berliner Büros des American Jewish Joint Distribution Committee (JDC). Sie studierte Philosophie und Medienwissenschaft an der Humboldt-Universität Berlin mit Schwerpunkten Ethik und deutscher Idealismus. Anja Olejnik ist im ehemaligen Jugoslawien aufgewachsen, lebt seit 2004 in Berlin und hat zwei Kinder.

✉ anjaol@jdc.org

P PEACEMAN, HANNAH studierte Philosophie, Politikwissenschaften und Gender Studies in Marburg, London, Frankfurt und Jena. Sie promoviert am Max-Weber-Kolleg in Erfurt zu dem Thema »Jüdische politische Philosophie in der deutschsprachigen Diaspora vom 19. Jahrhundert und bis zur Shoah«. Von 2010 bis 2016 war sie Stipendiatin des Ernst-Ludwig-Ehrlich Studienwerks (ELES).

✉ hannah.peaceman@uni-erfurt.de

PETROVIC, DEJAN hat Veterinärmedizin an der Universität Belgrad studiert. Bald darauf entschied er sich für eine Verlagerung seines beruflichen Schwerpunkts in die Bereiche Menschenrechte, Integration und soziale Gerechtigkeit. Von 1994 bis 1998 entwickelte und implementierte er soziale und kulturelle Projekte in der Jüdischen Gemeinde Belgrad. 1999 wechselte er nach Wien zur US-amerikanischen NGO CENTROPA, die hauptsächlich im Bereich der Dokumentation jüdischen Lebens in Süd- und Zentraleuropa im 19. und 20. Jahrhundert tätig ist. 2005 gründete Dejan Petrovic eine eigene NGO, LIGHTHOUSE, die sich der

Integration von Minderheiten widmet. Ab 2007 war er für die ERSTE Stiftung tätig, für die er neun Jahre lang soziale Integrationsprojekte entwickelte. Seit April 2016 ist Dejan Petrovic in der Abteilung Toleranz und Antidiskriminierung des ODIHR (Office for Democratic Institutions and Human Rights) der OSZE tätig und ist mit der Entwicklung und Implementierung der Initiative »Turning Words Into Action to Address Anti-Semitism« beauftragt.

✉ dejan.petrovic@odhr.pl

PLETOUKHINA, ANASTASSIA ist Sozialpädagogin. Seit 2015 ist sie Promotionsstipendiatin des Ernst-Ludwig-Ehrlich Studienwerks und schreibt ihre Doktorarbeit in Soziologie zu dem Thema »Netzwerke der jüdischen jungen Erwachsenenarbeit in Deutschland«. Sie wirkt seit 2006 in vielen jüdischen Bildungsprojekten wie Limmud, Nevatim, Makkabi Games als pädagogische Mitarbeiterin mit. Seit 2016 ist sie bei der ZWST im Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment als freie Bildungsreferentin tätig.

✉ pletoukhina@zwst-kompetenzzentrum.de

R ROTTER, PASQUALE VIRGINIE wurde in Wien geboren. Sie ist Erziehungswissenschaftlerin. Bundesweit tätig als Empowerment-Trainerin für Menschen mit Rassismuserfahrungen, machtkritische Diversity-Trainerin, Moderatorin, Praktikerin der Grinberg-Methode Stufe 1, Performerin und Autorin. Arbeits- und Forschungsinteressen: Der Körper in rassistischen und sexistischen Machtverhältnissen. Außerdem Bildungsreferentin im Projekt »ju:an-Praxisstelle antisemitismus und rassismus-kritische Jugendarbeit« der Amadeu Antonio Stiftung.

✉ pasquale.rotter@gmail.com

S SALZMANN, SASHA MARIANNA ist Hausautorin des Maxim Gorki Theaters Berlin. Sie ist die Mitbegründerin des Kultur-

und Gesellschaftsmagazins »freitext«. Von 2012 bis 2015 war sie die künstlerische Leiterin des Studio Я, an dem sie unter anderem die Reihe »RAUß – Neue Deutsche Stücke« initiierte. Ihre Theaterstücke sind international aufgeführt und mehrfach ausgezeichnet worden. Zusammen mit Maxi Obexer gründete sie 2015 das »Neue Institut für Dramatisches Schreiben« und leitete die Literaturwerkstatt »Flucht, die mich bedingt«. 2016 war sie die Mitinitiatorin von »Desintegration. Ein Kongress zeitgenössischer jüdischer Positionen«. Sie arbeitet als Essayistin und Kuratorin und veröffentlichte 2017 ihren ersten Roman.

✉ mail@sashamariannasalzmann.com

SCHÄUBLE, BARBARA ist Professorin für diversitätssensible Soziale Arbeit an der Alice Salomon Hochschule Berlin mit den Schwerpunkten Soziale Arbeit in der postmigrantischen Gesellschaft; Heterogenität, Diskriminierung, Soziale Ungleichheit und Exklusion; Organisations- und Professionsforschung in der Sozialen Arbeit; Antisemitismusforschung und Politische Bildung.

✉ schaeuble@ash-berlin.eu

SCHUSTER, ARON studierte Betriebswirtschaft mit den Schwerpunkten Unternehmensentwicklung und Controlling an der Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt; arbeitete vier Jahre lang für den Modekonzern s.Oliver. Seit November 2013 als stellvertretender Direktor der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland tätig. Seit 2008 ist er Mitglied im Würzburger Stadtrat und seit 2010 Mitglied im Ombudsrat der Stadt Würzburg gegen gesellschaftliche Diskriminierung und für Zivilcourage.

STEINITZ, BENJAMIN wurde in Berlin geboren. Er ist Gründer und Leiter der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus Berlin (RIAS). Er hat einen Hochschulabschluss (M.A.)

in Afrikawissenschaften, Politikwissenschaften und Gender Studies. Von 2003 bis 2013 war er als freier Mitarbeiter für die Mobile Beratung gegen Rechtsextremismus Berlin tätig. Freiberuflich setzt er mit dem »AK Historisch-politische Bildung« Projekte zur mediengestützten Vermittlung von lokaler Geschichte jüdischen Lebens in Pankow, Antisemitismus, NS-Verbrechen und Schoah-Erinnerungskulturen um.

✉ benjamin.steinitz@vdk-berlin.de

W WIEGEMANN, ROMINA ist seit 2016 Bildungsreferentin im Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment der ZWST. In Wien geboren und aufgewachsen, Studium der Politikwissenschaften (IDC Herzliya, Israel) und des Sozialmanagements (Master of Arts, Alice Salomon Hochschule Berlin). Mehrjährige Berufserfahrung im Bereich der akademischen Weiterbildung, im NGO-Sektor und in Wohlfahrtsverbänden in Deutschland und Israel.

✉ wiegemann@zwst-kompetenzzentrum.de

Kontakt, Träger und Partner

Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment

Benjamin Bloch

Direktor der ZWST

M zentrale@zwst.org

Marina Chernivsky

Leitung des Kompetenzzentrums

M chernivsky@zwst-kompetenzzentrum.de

René André Dittrich-Bernuth

Koordination und Verwaltung

M bernuth@zwst-kompetenzzentrum.de

Viktorija Kopmane

Assistenz und Seminarorganisation

M kopmane@zwst-kompetenzzentrum.de

Romina Wiegemann

Bildungsreferentin

M wiegemann@zwst-kompetenzzentrum.de

ZWST | Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment

→ Schönhauser Allee 12
10119 Berlin

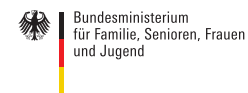
W www.zwst-kompetenzzentrum.de

T +49 (0) 30 / 5130 39 88

TRÄGER



GEFÖRDERT VOM



IM RAHMEN DES BUNDEPROGRAMMS

Demokratie **leben!**



Das Projekt wurde aus Mitteln des **PS-LOS-SPAREN** der Thüringer Sparkassen unterstützt.



Das Fachsymposium wurde vom Programm »Turning Words Into Action to Address Anti-Semitism« der OSZE unterstützt.



Impressum

Vom Sprechen und Schweigen über Antisemitismus

HERAUSGEBER

Zentralwohlfahrtsstelle der
Juden in Deutschland e. V.

—

Hebelstraße 6
60318 Frankfurt am Main

E - MAIL

zentrale@zwst.org
info@zwst-kompetenzzentrum.de

INTERNET

www.zwst.org
www.zwst-kompetenzzentrum.de

KONZEPT UND REDAKTION

Marina Chernivsky

REDAKTIONELLE MITARBEIT

Viktorija Kopmane / Romina Wiegemann

LEKTORAT

Alexandra Berlina

VERWALTUNG

René André Bernuth

BESTELLUNG DER PUBLIKATION

Kompetenzzentrum für Prävention
und Empowerment (ZWST)
Schönhauser Allee 12 / 10119 Berlin
030 / 5130 39 88
info@zwst-kompetenzzentrum.de

GESTALTUNG

Hartmut Friedrich

FOTOGRAFIE / BILDRECHTE

Dave Großmann

DRUCK

Gutenberg Druckerei Weimar

PAPIER

COVER: Circle matt white 300 g/m²
INNENTEIL: Naturpapier Circleoffset
white 115 g/m²

SCHRIFTEN

Tiempos Text & Headline
Sero Pro

COPYRIGHT

© 2017 Alle Rechte vorbehalten.

**kompetenz
zentrum**

PRÄVENTION UND EMPOWERMENT.

Das zweitägige Fachsymposium »Vom Sprechen und Schweigen über Antisemitismus« war Bestandteil des Kompetenzzentrums für Prävention und Empowerment der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland. Das Kompetenzzentrum wird ermöglicht durch das Bundesprogramm »Demokratie leben!«, Thüringer Landesprogramm »DENK BUNT«, das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg, die F.C. Flick Stiftung Brandenburg sowie die Sparkassen-Finanzgruppe Hessen-Thüringen.

www.zwst-kompetenzzentrum.de

